Zeit & Schrift

Gemeinde im Matthäusevangelium

C. F. Meyer und die »Brüder«

4 · 2025

Inhalt

Editorial

3 **Neustart?**
Horst von der Heyden · Michael Schneider

Bibelstudium

4 **Gesetz und Gnade (2)**
Horst von der Heyden

Gemeinde

13 **Was sagt das Matthäusevangelium über die Gemeinde?**
Herbert Briem

Lebensfragen

19 **Krankheitsheilung in der Bibel (6)**
Wolfgang Vreemann

Literatur

27 **Conrad Ferdinand Meyer und die »Brüder«**
Michael Schneider

Vor-Gelesen

34 **Peter Jones: Das andere Weltbild**
Jochen Klein

Die Rückseite

36 **Die leere Krippe**
Elisabeth Weise

Zeit & Schrift

28. Jahrgang 2025

Herausgeber und Redaktion:

Horst von der Heyden
Thüringer Straße 14
57299 Burbach
E-Mail: h.vdh@web.de

Michael Schneider
Klingelbachweg 5
35394 Gießen
E-Mail: schneid9@web.de

Bestell- und Versandadresse:

Zeit & Schrift
Horst von der Heyden
Thüringer Straße 14
57299 Burbach
E-Mail: mail@zs-online.de
Tel. 02736 6021

Digitale Fassung:

www.zs-online.de
(kostenloser Download)

Bankverbindung:

Zeit & Schrift – Horst v. d. Heyden
Sparkasse Burbach-Neunkirchen
IBAN: DE04 4605 1240 0000 5652 59
BIC: WELADED1BUB

Grundlayout:

Wolfgang Schuppener

Bildnachweis:

unsplash.com, pixabay.com

Der regelmäßige Bezug von *Zeit & Schrift* bedingt Kosten von jährlich 10 €.

Abgedruckte Artikel, Beiträge oder Leserbriefe geben nicht unbedingt die Meinung der Herausgeber wieder. Sie stimmen aber mit der grundsätzlichen Haltung der Redaktion zur Heiligen Schrift überein.

Die Redaktion übernimmt keine Haftung für unverlangt eingesandte Beiträge. Alle Einsender stimmen der kostenlosen unbeschränkten Nutzung ihrer Beiträge zu.

Neustart?

Das Editorial des letzten Heftes hat Reaktionen ausgelöst – und zwar durchweg positive. Unser Anliegen, die Bezieher von *Zeit & Schrift* über die aktuelle Situation des Heftes zu informieren, endete mit dem Hinweis: »wir sind gespannt«. Nämlich darauf, ob für *Z & S* nun, nach 28 Jahrgängen, die Zeit gekommen ist.

Wie gesagt, die Reaktionen, die uns danach erreichten, waren allesamt positiv – entweder in Form von Kommentaren wie »Es wäre schade, wenn das Heft eingestellt würde« oder in Form von deutlich erhöhtem Spendenaufkommen. Aber – und auch das gehört zur Wahrheit: Reagiert hat nur ein Bruchteil der Bezieher. Insofern ist die Frage, die wir uns stellten und stellen, noch nicht geklärt.

Mehrfach wurde angeregt, von der bisherigen »auf Spenden basierenden« Herausgabe zu einer »Bezahlversion« des Heftes zu wechseln. Das widerspreche zwar der ursprünglichen Idee, bilde die Realität aber besser ab, denn wer es bestelle, zeige damit an, dass er an *Zeit & Schrift* auch wirkliches Interesse habe.

Vielleicht ist das tatsächlich der Weg, über den wir Klarheit bekommen können, ob und, wenn ja, wie es mit *Z & S* weitergehen kann. Wie aber erfahren wir, wer an einem Bezahlheft interessiert ist, wer *Z & S* künftig zum Heftpreis von … € abonnieren will? Ja, zu welchem Preis? Den zu bestimmen ist ein kleines Dilemma! Denn der hängt von der Anzahl der Abonnenten ab – und die wiederum (möglicherweise) von der Höhe des Preises.

Zurzeit belaufen sich die Kosten für ein postalisch versendetes Heft auf etwa 2,50 €. Ein Preis, der sich im Wesentlichen aus den Druckkosten für die 900 Exemplare und dem Mittelwert der Portokosten für etwa 800 Hefte zusammensetzt. Sowohl die Druck- als auch die Portokosten pro Heft verändern sich umgekehrt proportional (je mehr, desto geringer; je weniger, desto höher ist der Preis).

Die Antwort auf die oben gestellte Frage nach dem Preis würde sich insofern zwischen 10 € (bei gleicher Abonnentenzahl wie bisher) und maximal 20 € (bei etwa 100 Abonnenten) belaufen – jeweils berechnet für vier Ausgaben pro Jahr.

Nachdem wir so die Frage nach den möglichen Abo-Kosten »geklärt« haben, müssten wir jetzt noch ermitteln, wer von den aktuellen Beziehern/Lesern unter diesen Umständen sein *Z & S*-Abo fortsetzen würde. Um das herauszufinden, brauchen wir ein **definitives Votum in Form einer (Neu-)Bestellung**. Und da gibt es drei Möglichkeiten:

- Entweder nutzt man auf unserer **Website** www.zs-online.de den Menüpunkt »Kontakt« oder den Button »Bestellen« und trägt seine Daten in das damit aufgerufene Formblatt ein (Kontaktgrund »Abo«)
- oder man schreibt eine **Mail** an mail@zs-online.de und teilt uns die Adressdaten auf diesem Weg mit
- oder man schickt eine Nachricht per **Post** an die im Impressum (Seite 2) genannte Bestell- und Versandadresse.

Wir sind gespannt!

Horst von der Heyden · Michael Schneider

Gesetz und Gnade (2)

Über das Gesetz

»Herr Doktor«, ruft eine besorgte Mutter ihren Hausarzt an. »Mein Sohn hat zwei Aprikosen mit der Schale gegessen. Ist das schlimm?« – »War die Schale gespritzt?« – »Wieso gespritzt? Die war aus Porzellan!«

Zugegeben, der Witz ist aus dem Internet und auch nicht besonders originell. Aber er thematisiert auf eindrückliche Weise, was zur erfolgreichen Kommunikation notwendig ist: eine eindeutige Begrifflichkeit nämlich. Allerdings ist die nicht immer einfach herzustellen – insbesondere dann nicht, wenn es sich bei der Kommunikation um Übersetzungen aus verschiedenen Sprachen handelt.

Wörter, die für verschiedene Begriffe stehen (Homonyme), gibt es im Deutschen Hunderte. *Bank* zum Beispiel oder *Kiefer*, *Flügel* und *Leiter* sind Homonyme, bei denen der sprachliche Kontext darüber entscheidet, was jeweils gemeint ist. Auch in der Bibel kommen Homonyme vor. Das Nomen *Gesetz* ist ein solches, und mir erscheint es ratsam, sich über seine jeweilige Bedeutung klar zu werden, bevor man Schlüsse aus der betreffenden Textstelle zieht.

Der Begriff (1)

Wenn im Neuen Testament der Begriff *Gesetz* verwendet wird, können damit ganz verschiedene Teile des Alten Testaments gemeint sein:

1. Das gesamte Alte Testament

»Jesus antwortete ihnen: Steht nicht in eurem Gesetz geschrieben: ›Ich habe gesagt: Ihr seid Götter‹?« (Joh 10,34). – Hier verweist der Herr mit *»euer Gesetz«* auf einen Psalm, konkret auf Ps 82,6.

»Die Volksmenge nun antwortete ihm: Wir haben aus dem Gesetz gehört, dass der Christus bleibe in Ewigkeit …« (Joh 12,34). – Dieser Verweis kann sich auf verschiedene Stellen des Alten Testaments beziehen, z. B. Ps 110,4; Dan 7,14.

»In dem Gesetz steht geschrieben: ›Ich will in anderen Sprachen und durch andere Lippen zu diesem Volk reden …‹« (1Kor 14,21). – Hier bezeichnet Paulus Jes 28,11 als Gesetz.

2. Die Tora – der gesamte Pentateuch (die fünf Bücher Mose)

»… wie im Gesetz des Herrn geschrieben steht: ›Alles Männliche … soll dem Herrn heilig heißen‹« (Lk 2,23). – Lukas erklärt hier die im Gesetz vorgeschriebene Reinigungszeremonie und meint damit 2Mo 13,2 bzw. 4Mo 3,13; 18,15.

»Er aber sprach zu ihm: Was steht in dem Gesetz geschrieben? Wie liest du?« (Lk 10,26). – Das ist die Gegenfrage, die der Herr dem Gesetzgelehrten stellt, der ihn gefragt hat, wie man ewiges Leben erlangen könne. Der Herr fragt nach dem Gesetz und der Gesetzgelehrte verweist dann richtig auf 5Mo 6,5 bzw. 30,6.

3. Die Zehn Gebote (Dekalog)

»Denn wer irgend das ganze Gesetz hält, aber in einem strauchelt, ist aller Gebote schuldig geworden. Denn der gesagt hat: ›Du sollst nicht ehebrechen‹, hat auch gesagt: ›Du sollst nicht töten.‹ Wenn du nun nicht ehebrichst, aber tötest, so bist du ein Gesetzesübertreter geworden« (Jak 2,10f.). – Hier zitiert Jakobus aus dem Dekalog, wie er in 2Mo 20 bzw. 5Mo 17 überliefert ist.

4. Das Gesetz als religiöses System

»Aber auch in eurem Gesetz steht geschrieben, dass das Zeugnis zweier Menschen wahr ist« (Joh 8,17). – Jesus wendet sich hier an die Pharisäer, die ihm sein Zeugnis über sich selbst absprachen. Wenn er sagt *»in eurem Gesetz«* und nicht einfach *»im Gesetz«*, meint er damit das gesamte religiöse System, das sich aus Tora und rabbinischer Überlieferung zusammensetzte (wie auch in Joh 15,25).

5. Das Gesetz als Prinzip oder Ordnungsrahmen

»Denn das Gesetz des Geistes des Lebens in Christus Jesus hat mich freigemacht von dem Gesetz der Sünde und des Todes« (Röm 8,2). – Hier wendet Paulus den Begriff *Gesetz* nicht auf eine schriftliche Anweisung oder Vorschrift des Alten Testaments an, sondern auf ein handlungsleitendes Prinzip.

Zweiteilung

»Die Menschen des Alten Testaments lebten ›unter Gesetz‹ (bzw. in der ›Haushaltung des Gesetzes‹), wir dagegen leben ›unter Gnade‹ (bzw. in der ›Haushaltung der Gnade‹).« Diese oder ähnliche Einteilungen scheinen in Stein gemeißelt, nur selten werden sie in Frage gestellt. Das zahlenmäßige Vorkommen der beiden zugrunde liegenden Begriffe *Gesetz* und *Gnade*[1] scheint diese Einteilung auch zu rechtfertigen – insbesondere wenn man zur Beurteilung den Umfang der beiden Bibelteile berücksichtigt, wie die folgende Auflistung[2] zeigt:

	AT	NT
Gesetz	169	170
Gnade	72	134

Neben der rein zahlenmäßigen »Unterlegenheit« der Gnade kann man richtigerweise argumentieren, dass, wenn im Alten Testament von Gnade die Rede ist, sie oftmals im zwischenmenschlichen Bereich angesiedelt ist und es weniger um die göttliche Gnade geht. Das ist in der Tat zutreffend – 34-mal, also fast bei der Hälfte aller Vorkommen, geht es im Alten Testament um Gnade, die Menschen einander gewähren –, widerlegt aber damit nicht die Tatsache, dass selbstverständlich auch im Alten Testament der Mensch nur deshalb überleben konnte, weil Gott gnädig war!

Und apropos *gnädig*: Dieses Adjektiv kommt im Alten Testament insgesamt 49-mal vor und dabei 47-mal in der Weise, dass Gott dem Menschen Gnade erweist. Im Neuen Testament wird *gnädig* dagegen nur ganze zweimal genannt. Ein eklatanter Unterschied besteht übrigens auch beim Vorkommen des Begriffs *Güte* – einer Eigenschaft, die ja durchaus mit Gnade verwandt ist. Im Alten Testament taucht sie 221-mal auf, und zwar vorwiegend als Eigenschaft Gottes, im Neuen Testament dagegen findet man sie nur 9-mal.[3] Wenn also die oben zitierte Einordnung nur mit der zahlenmäßigen Verteilung der Begriffe *Gesetz* und *Gnade* begründet wird, erscheint mir das nicht angemessen.

Als gewichtiges Argument für die Aufteilung »AT = Gesetz, NT = Gnade« dient u. a. auch der Verweis auf Joh 1,17: *»Denn das Gesetz wurde*

1 Jeweils ohne Beugungen und Zusammensetzungen.

2 Ermittelt mit CLeVer.

3 Eine tabellarische Übersicht der Ausdrücke des Erbarmens findet man hier: www.materialien-zum-bibelstudium.de

durch Mose gegeben; die Gnade und die Wahrheit ist durch Jesus Christus geworden.« Aber taugt dieser Vers wirklich als Beleg für die strikte Teilung in die »Haushaltungen« von Gesetz und Gnade? Dass die Zeit, in der wir heute leben, eine Gnadenzeit ist – wer wollte das bestreiten? Dass die aber so abrupt begonnen hat, wie wenn man per Schalter eine Lampe einschaltet, das glaube ich nicht:

Im großen Hymnus seines Evangeliums geht es Johannes ja gerade um die herausragende Person des Gottessohns, es geht ihm weniger um die Unterscheidung von alttestamentlicher zu neutestamentlicher Phase. In ihm *»ist die Gnade und die Wahrheit geworden«*! Man beachte, dass es hier nicht heißt: »sind geworden«, wie man grammatisch korrekt erwarten würde, sondern *»ist geworden«*. Es geht bei diesen beiden Wesenseigenschaften Gottes ja eben nicht um zwei trennbare Merkmale – wie es bei uns Menschen oft der Fall ist, die wir entweder so oder so sein können. Der Sohn Gottes ist immer gleichzeitig sowohl Gnade als auch Wahrheit – untrennbar!

Und dieser Ewige ist in der Fülle der Zeit auf die Erde gekommen – ähnlich wie fast 1500 Jahre zuvor das von Gott gegebene Gesetz durch Mose auf die Erde gekommen war. Sehr bemerkenswert auch, dass im zitierten Vers das »Werden« der Gnade nicht durch ein »aber« eingeleitet wird, durch das ja ein gewisser Gegensatz zu dem vorher Benannten erkennbar würde. Auf den scheint Johannes jedenfalls nicht hinweisen zu wollen. Wie könnte er auch, wo doch das Handeln Gottes mit seinem auserwählten Volk von Gnade und Barmherzigkeit, aber ebenso auch von Wahrheit gekennzeichnet war.

So zumindest sehen es die »Kinder Israel«, die aus der Gefangenschaft zurückgekehrt sind und denen Esra soeben das Gesetz vorgelesen hat. Gleichsam im Rückblick erkennen sie Gottes Gnade und Barmherzigkeit mit seinem Volk, die sich vor allem darin zeigt, dass er sie aus dem Elend in Ägypten rettete: *»Und du hast das Elend unserer Väter in Ägypten angesehen und hast ihr Schreien am Schilfmeer gehört … Und das Meer hast du vor ihnen gespalten, und sie zogen mitten durch das Meer auf dem Trockenen; aber ihre Verfolger hast du in die Tiefen gestürzt«* (Neh 9,9.11). Zwei Verse später rühmen sie dann das gute und wahrhaftige Gesetz, das er ihnen am Sinai gegeben hat: *»Und auf den Berg Sinai bist du herabgestiegen und hast vom Himmel her mit ihnen geredet; und du hast ihnen gerade Rechte und Gesetze der Wahrheit, gute Satzungen und Gebote gegeben.«*

Vielfältige Belege dafür, dass es sich in Joh 1,17 also nicht um einen Gegensatz handelt, liefern u. a. die Psalmen. Da heißt es beispielsweise: *»Alle Pfade des Herrn sind Güte und Wahrheit für die, die seinen Bund und seine Zeugnisse bewahren«* (Ps 25,10). Und in Ps 85,11: *»Güte und Wahrheit sind sich begegnet, Gerechtigkeit und Frieden haben sich geküsst.«* Sehr passend zu unseren Überlegungen heißt es in Ps 86,15: *»Du aber, Herr, bist ein barmherziger und gnädiger Gott, langsam zum Zorn und groß an Güte und Wahrheit.«*

Dreiteilung

Zuweilen stößt man auch auf den Versuch, die Weltgeschichte zu dritteln: Den 2000 Jahren ohne Gesetz, heißt es da, folgten 2000 Jahre unter Gesetz und danach begannen die 2000 Jahre unter Gnade, in denen wir heute zu leben gewürdigt seien. Neben dem, was soeben über die »Haushaltungen« des Gesetzes und der Gnade angeführt wurde, wäre hier noch zu fragen, ob man nach dieser Einteilung davon auszugehen hat, dass das so bezeichnete erste Drittel wirklich eine »gesetzlose« Zeit war.

Aus mehreren Gründen halte ich diese Annahme für problematisch – auch wenn das »eigentliche« Gesetz, *»die zwei Tafeln des Zeugnisses, Tafeln aus Stein, beschrieben mit dem Finger Gottes«* (2Mo 31,18), in der Tat erst viele Jahre nach der Schöpfung gegeben wurde und sicher den Beginn einer besonderen Phase der Menschheitsgeschichte markiert.

Ein gewichtiges Argument in dieser Frage zielt auf die Gerechtigkeit Gottes[4] als Maßstab menschlichen Handelns. Wenn nämlich von Menschen gefordert wird, Recht zu üben (Mi 6,8), obwohl ihnen kein schriftliches Gesetz vorliegt, dann müssen sie zumindest ein Empfinden davon haben können, was vor Gott als gerecht gilt – andernfalls würde man die Bestrafung eines unbotmäßigen Handelns eher als Willkür empfinden. Und es hat ja in der Zeit vor dem Sinai an göttlichen Strafen nicht gemangelt – allesamt Strafen, die nicht willkürlich waren.

Zweifellos markiert das Geschehen auf dem Sinai eine Art Wendepunkt in der »Rechtsgeschichte« – jedenfalls für Israel, das Gottesvolk. Denn seit diesem Zeitpunkt lag das Gesetz in »schriftlicher« Form vor und galt zunächst und in erster Linie diesem Volk, das Gott sich erwählt hatte *»zum Eigentumsvolk … aus allen Völkern, die auf dem Erdboden sind«* (5Mo 7,6). Nun gab es aber, wie der Vers ja deutlich erkennen lässt, neben dem auserwählten Israel noch wesentlich mehr Völker auf der Erde. Und nicht nur das: Damit die göttliche Erwählung den Israeliten nicht zu Kopf stieg, fügt Gott unmittelbar noch hinzu: *»Nicht weil ihr mehr wäret als alle Völker, hat der Herr sich euch zugeneigt und euch erwählt; denn ihr seid das geringste* [Luther: *das kleinste*] *unter allen Völkern …«* Und gerade dieser Zusatz ist ja für unseren Zusammenhang nicht unbedeutend.

Mehr als die Israeliten waren also die anderen Völker. Und die sollten – so der ausdrückliche Wille Gottes – durch Israel mit dem göttlichen Gesetz in Verbindung kommen und die Sinnhaftigkeit der Gebote erkennen (5Mo 4,6). Wie aber und in welchem Zeitraum konnte das geschehen? Wir, die wir an die nahezu »zeitlose« massenmediale Verbreitung von Informationen und Nachrichten gewöhnt sind, müssen uns bewusst machen, dass hier wohl von Zeiträumen auszugehen ist. Insofern markiert die Gesetzgebung vom Sinai einen fundamentalen Einschnitt, aber ganz sicher erst den Beginn einer noch sehr lange dauernden Phase.

Und dann bleibt immer noch die Frage, was mit den vielen Generationen ist, die bis zum Sinai (also nach biblischem Zeugnis in den 2728 Jahren von Adam bis zur Gesetzgebung) lebten und kein

4 Dabei geht es selbstverständlich nicht darum, seine Gerechtigkeit zur Disposition zu stellen, denn *»wer bist du denn, o Mensch, der du das Wort nimmst gegen Gott?«* (Röm 9,20).

schriftliches Zeugnis eines göttlichen Gesetzes kannten. Waren sie deshalb »gesetzlos«? Um diese Frage beantworten zu können, müssten wir uns spätestens jetzt über den Begriff *Gesetz* verständigen.

Zuvor aber soll noch auf eine weitere Schwierigkeit aufmerksam gemacht werden, die mit der Drittelung der Menschheitsgeschichte einhergeht – zumindest dann, wenn man die biblischen Aussagen über die Existenz des Menschen berücksichtigt. Legt man nämlich die in der Bibel mitgeteilten chronologischen Daten bezüglich der Menschheit zugrunde, dann trat das erste Menschenpaar im Jahr 4173 v. Chr. in Erscheinung.[5] Das bedeutet, dass der Mensch heute, im Jahr 2025 n. Chr., seit nunmehr 6198 Jahren existiert.[6] Die Gesetzgebung auf dem Sinai erfolgte gemäß dieser chronologischen Einteilung etwa im Jahr 1445 v. Chr., oder anders herum gezählt: 2728 Jahre nach Adam. Also: Von Adam bis zum Sinai zählt man 2728 Jahre, vom Sinai bis Christus 1445 und von Christus bis heute ungefähr[7] 2025 Jahre. Von einer Drittelung der Menschheitsgeschichte zu sprechen, erscheint mir unter streng mathematischen Gesichtspunkten dann doch eher kühn.

Der Begriff (2)

Wenn wir über Gesetz reden, denken wir in der Regel zuerst an Regeln und Vorschriften, an Diktat und Erlass, an Verbote und Gebote, an Norm und Bestimmung, an Recht und Ordnung – aber auch an Einengung und Gängelung, an Strafe und Vergeltung. Man könnte sagen, der Begriff *Gesetz* ist eher negativ konnotiert.

Seltener denken wir bei Gesetz an Wonne und Freude, an Geborgenheit und Zuversicht, an Frieden und Liebe. Das aber tat – neben vielen anderen, die vornehmlich in den Weisheitsbüchern des Alten Testaments zitiert werden – beispielsweise der Autor des 119. Psalms. Und damit lag er durchaus nicht falsch, denn so will Gott verstanden wissen, was er dem Menschen zu sagen hat. Zum Leben gegeben ist das, was Gott ihm sagt, ob es nun lexikalisch als Gesetz daherkommt oder nicht. Darauf verweist Mose am Ende seines langen Lebens: *»Richtet euer Herz auf alle Worte, die ich euch heute bezeuge, damit ihr sie euren Kindern befehlt, dass sie darauf achten, alle Worte dieses Gesetzes zu tun.* ***Denn es ist nicht ein leeres Wort für euch, sondern es ist euer Leben;*** *und durch dieses Wort werdet ihr eure Tage verlängern in dem Land, wohin ihr über den Jordan zieht, um es in Besitz zu nehmen«* (5Mo 32,46f.). Und auch der Herr, als er dem Satan widersteht, verweist auf genau diesen Aspekt: *»Nicht von Brot allein soll der Mensch* ***leben****, sondern von* ***jedem Wort****, das durch den Mund Gottes ausgeht«* (Mt 4,4).

Haben wir unter dem Begriff *Gesetz* also letztlich alles zu verstehen, was Gott gegenüber seinem Geschöpf äußert und wo es um allgemein verbindliche Handlungsanweisungen geht? Wenn das so ist – und es spricht viel dafür –, dann waren auch die Menschen, die vor der mosaischen Gesetzgebung lebten, nicht »gesetzlos«, ebenso wenig wie die, die seit diesem Zeitpunkt (noch) nicht mit diesem mosaischen Gesetz kon-

5 Vgl. Stanley A. Ellisen: *Von Adam bis Maleachi. Das Alte Testament verstehen*, Dillenburg (Christliche Verlagsgesellschaft) 1988, S. 15.

6 Die jüdische Einteilung weicht davon ab; nach ihr wurde Adam 3760 Jahre v. Chr. erschaffen.

7 Christus wurde selbstverständlich nicht im Jahr 0 geboren!

frontiert worden sind, weil sie nicht zum auserwählten Gottesvolk gehör(t)en. Und das waren nach 5Mo 7 schon damals (und sind es bis heute) die meisten der weltweit lebenden Menschen! In diesem Zusammenhang ist es dann auch sehr bemerkenswert, dass der Begriff *Gesetz*[8] erstmals in Bezug auf Abraham gebraucht wird – der ja etwa 600 Jahre vor dem Sinai-Geschehen lebte. Nach Abrahams Tod bestätigte Jahwe dem Isaak den Segen, den er zuvor schon seinem Vater zugesagt hatte, und zwar mit der Begründung: *»weil Abraham meiner Stimme gehorcht und meine Vorschriften, meine Gebote, meine Satzungen und meine Gesetze beachtet hat«* (1Mo 26,5).

Es geht also um das, was Gott verbindlich anordnet, sowohl in mündlicher als auch in schriftlicher Form. Verschiedene Phasen göttlicher Gesetzesoffenbarung – und somit menschlicher Verantwortung – werden erkennbar. Denn dass die Verantwortlichkeit des Menschen mit einer weiter fortschreitenden Offenbarung (Konkretisierung) des Gesetzes wächst, steht sicher außer Frage (Lk 10,12ff.).

Das dem Menschen innewohnende Gesetz – das »Naturgesetz«

Wenn der Begriff *Gesetz* auch erst viel später auftaucht, gab Gott den ersten Menschen durchaus schon sehr konkrete Anweisungen, die durchaus gesetzlichen Charakter hatten:

Da war zunächst[9] das ausdrückliche und alles Weitere entscheidende Gebot, von allen Bäumen des Gartens zu essen – außer von dem einen! Vom Gehorsam gegenüber diesem Gebot hing die weitere Geschichte der Menschheit ab! Und die ist bekannt: Der Mensch missbrauchte die ihm gewährte Entscheidungsfreiheit, und indem er sich gegen die Anweisung Gottes auflehnte und von der verbotenen Frucht aß, verlor er nicht nur sein Leben, er verlor auch seine Unschuld. Denn mit der Übertretung des Gebots erwarb er sich gleichzeitig die Fähigkeit, Gutes und Böses zu erkennen (1Mo 3,22) – und somit fortan seine eigenen Handlungen beurteilen zu können.

Auf diese Fähigkeit geht Paulus im Brief an die Römer ein, wenn er darauf verweist, dass die vor der Gesetzgebung lebenden Menschen zwar kein schriftlich formuliertes Gesetz vorliegen hatten, es aber als Gewissen in ihrem Herzen trugen (Röm 2,14f.). Insofern wird auch klar, dass Gott nicht ungerecht oder willkürlich handelte, als er die Sintflut über die Erde brachte und Sodom und Gomorra einäscherte. Durch das *»von Gott Erkennbare«* (Röm 1,19), also auch durch das, was Gott den Menschen als göttliche Handlungsorientierung ins Herz gegeben hat, wird der Mensch verantwortlich für das, was er tut (Röm 4,15; 7,7ff.). Kain gegenüber macht Gott diesen Aspekt der menschlichen Verantwortung sehr deutlich, wenn er ihn darauf hinweist, dass er genau wissen konnte, ob das, was er tat, recht oder unrecht war: *»Ist es nicht so, dass es*[10] *sich erhebt, wenn du recht tust? Und wenn du nicht recht tust, so lagert die Sünde vor der Tür«* (1Mo 4,7).

Hier von »Naturgesetz« zu sprechen, legitimiert sich m. E.

8 Als Übersetzung des hebräischen Wortes *Tora* = Belehrung, Weisung.

9 Sieht man von dem Auftrag ab, den Garten zu bebauen und zu bewahren – was ja durchaus auch, weil es Gottes Wort war, Gesetzescharakter hatte.

10 Mit *»es«* ist Kains Angesicht gemeint.

dadurch, dass es eben zur Natur des gefallenen Menschen gehört, diese Unterscheidungsfähigkeit zu haben, verbunden mit der Möglichkeit, sich dem göttlichen Willen entsprechend zu verhalten – oder sich ihm zu widersetzen.

Die Noachidischen Gesetze

Im Zusammenhang mit den »Naturgesetzen« ist auf die sog. Noachidischen Gesetze hinzuweisen, die als Zusammenfassung von sieben Geboten aus der Zeit Noahs verstanden werden. Dabei sind sie kein schriftlich fixierter Regelkanon, sondern eher eine allgemein akzeptierte Übereinkunft moralisch begründeter Handlungsprinzipien, sozusagen ein moralischer Kompass. Nach jüdischer Überzeugung haben sie universalen Charakter und gelten demzufolge allen Menschen – weshalb sie auch als »Tora für die Völker« bezeichnet werden. Nichtjüdische Menschen, die sich an diese noachidischen Gebote halten, gelten für rabbinische Juden deshalb als »Gerechte unter den Völkern«.[11]

Zu den Noachidischen Gesetzen gehören

- das Verbot von Götzendienst,
- das Verbot der Gotteslästerung,
- das Verbot der sexuellen Unmoral,
- das Verbot des Blutvergießens (Mord),
- das Verbot des Diebstahls,
- das Verbot des Verzehrs eines Körpergliedes von noch lebenden Tieren,
- das Gebot zur Schaffung eines Rechtssystems (Gerichte).

Zumindest einige dieser Noachidischen Gesetze (die in der Bibel nicht als Liste zu finden sind) könnten aus dem menschlichen Fehlverhalten resultieren, über das in den ersten Kapiteln des Alten Testaments berichtet wird. Da sind z. B. Adam und Eva, die sich durch ihr Wie-Gott-sein-Wollen ebenso der Gotteslästerung schuldig machten wie später die Menschen von Babel durch den Turmbau. Da wird Mord nicht nur Kain zur Last gelegt (1Mo 4,10ff.), auch dessen Nachfahre Lamech brüstet sich damit, viel Menschenblut vergossen zu haben (1Mo 4,23f.). Sexuelle Verfehlungen werden sowohl bei den *»Söhnen Gottes«* festgemacht (1Mo 6,2) als auch bei Ham, der auf diesem Gebiet schuldig wurde (1Mo 9,20ff.). Und dass Gott die Menschen durch die Sintflut vernichtete, wird u. a. auch mit deren Gewalttätigkeit begründet (1Mo 6,11ff.).[12]

In Verantwortung vor Gott

Wenn wir die Geschichte der Menschheit reflektieren – zumindest soweit sie uns im Alten Testament aufgezeigt wird –, stellen wir fest, dass sie eine kontinuierliche Geschichte des Abfalls ist, hin und wieder durch eine Aufwärtsbewegung unterbrochen. Diese Aufwärtsbewegungen resultierten in der Regel aus den schmerzlichen Erfahrungen göttlichen Gerichtshandelns und waren meist nicht von langer Dauer. Das ist auch auf die Ursünde des ersten Menschenpaars zurückzuführen, der Emanzipation von Gott. Man wollte unabhängig von Gott und selbstbestimmt leben – letztlich ihm gleich sein.

Die Ursünde wurde zur Erbsünde, was Hiob treffend so for-

11 https://de.wikipedia.org/wiki/Gerechter_unter_den_Völkern

12 Es ist durchaus denkbar, dass die *»vier notwendigen Stücke«*, die den *»Brüdern, die aus den Nationen sind«*, vom sog. Apostelkonzil zur Beachtung verordnet wurden (Apg 15,23ff.), gerade mit den sieben Noachidischen Gesetzen zusammenhängen; siehe Christoph Römhild: *Die sogenannten noachidischen Gebote im Neuen Testament*, http://www.theologie-examen.de/exzerpte/dogmatik/ExamenArbeitNG.pdf

mulierte: *»Wie könnte ein Reiner aus einem Unreinen kommen? Nicht ein einziger!«* (Hi 14,4). Gott selbst bestätigt diesen Befund – und zwar nachdem er die Flut als Gericht über die Erde gebracht hat: *»das Sinnen des menschlichen Herzens ist böse von seiner Jugend an«* (1Mo 8,21). Man hätte annehmen können, dass das göttliche Gericht die Überlebenden zur Einsicht gebracht und zur dauerhaften Umkehr veranlasst hätte, aber das war nicht der Fall. Das menschliche Herz war, ist und bleibt böse – übrigens auch bei den acht Personen, die durch die Arche gerettet worden waren!

Wie wir schon bei der Ersterwähnung des Begriffs gesehen haben, wird das, was wir unter verbindlichem Gesetzescharakter verstehen, nicht immer mit dem Begriff *Gesetz* bezeichnet. Dem Patriarchen Abraham war ja von Gott bescheinigt worden, dass er sich ihm verantwortlich wusste und deshalb auf ihn gehört und nicht nur seine *»Gesetze«*, sondern auch seine *»Vorschriften«, »Gebote«* und *»Satzungen«* beachtet hatte. Es ist hier nun nicht der Ort, die Begriffe zu definieren und eindeutig voneinander abzugrenzen – wenn das überhaupt möglich ist. Hier soll es um das gehen, was Gott zur Beachtung vorgeschrieben und bei Nichtbeachtung ggf. auch sanktioniert hat, egal unter welchem Begriff diese Anordnungen letztlich gegeben wurden.[13]

Ein Volk für seinen Namen

Im weiteren Verlauf der Menschheitsgeschichte erwählte Gott sich dann ein Volk. Ein kleines, unscheinbares, unbedeutendes Volk, ja, *»das geringste unter allen Völkern«* (5Mo 7,7) – und zudem ein *»hartnäckiges«* (5Mo 9,13). Ausgerechnet dieses Volk erwählte er sich als Eigentumsvolk, durch das er den umliegenden Nationen seine Liebe und True, seine Gerechtigkeit und Heiligkeit sichtbar machen wollte. Israel sozusagen als Anschauungsmodell mit Vorbildcharakter.

Und damit das gelingen konnte, gab Gott seinem Volk Gesetze. Gesetze, die naturgemäß zuallererst für Israel galten, durch die aber die übrigen Völker zum Staunen gebracht werden sollten: *»Und so haltet sie und tut sie! Denn das wird eure Weisheit und euer Verstand sein vor den Augen der Völker, die alle diese Satzungen hören und sagen werden: Diese große Nation ist ein wahrhaft weises und verständiges Volk«* (5Mo 4,6).

Durch die Erwählung Israels sollte den umliegenden Völkern verdeutlicht werden, welchen Plan Gott ursprünglich hatte, als er seinen Entschluss umsetzte: *»Lasst uns Menschen machen, in unserem Bild«* (1Mo 2,26). Die Menschen sollten an Israel erkennen, in welch innige Beziehung sich der Schöpfer des Universums mit seinen Geschöpfen zu begeben bereit war. Und damit auch innerhalb seines auserwählten Volkes die Beziehung untereinander klappen könnte, gab er ihnen die Gebote, die Tora. Mit deren Hilfe sollten sowohl die Beziehung des Volkes zu ihm als auch die zwischenmenschlichen Beziehungen innerhalb des Volkes und zu den *»Fremden«* geregelt werden.[14]

Horst von der Heyden

13 Wenn hier verschiedene Begriffe verwendet werden, dann i. d. R. unter dem Gesichtspunkt der sprachlichen Varianz.

14 Dass der zuvor beschriebene kontinuierliche Niedergang der Menschheit sich dann auch sehr bald im Gottesvolk zeigte, belegt dessen Geschichte sehr eindrücklich; vgl. z. B. Hes 5,6f.

Was sagt das Matthäusevangelium über die Gemeinde?

Manchmal ist es notwendig, biblische Themen neu zu durchdenken, um anhand der Bibel zu einer klareren Sicht zu kommen und das Dickicht verwirrender Auffassungen hinter sich zu lassen. Das soll in diesem Beitrag versucht werden.

Wir gehen davon aus, dass den Lesern bekannt ist, dass die christliche Versammlung/Gemeinde im Neuen Testament unter drei verschiedenen Aspekten gesehen wird:

- als Gesamtheit aller wiedergeborenen Gläubigen von Pfingsten bis zur Entrückung (Eph 1,22.23; 5,25–27; 1Kor 12,12.13);
- als Gesamtheit aller wiedergeborenen Gläubigen, die zu einem bestimmten Zeitpunkt gerade auf der Erde leben (Apg 4,32a; 9,31; Eph 4,1–4);
- als Gesamtheit aller wiedergeborenen Gläubigen, die an einem Ort wohnen (Röm 1,7; 1Kor 1,2; Phil 1,1 u. a.)

In diesem Beitrag soll es um einige praktische Aspekte biblischer Gemeinden gehen.

Wie wir wissen, konnte die christliche Gemeinde erst nach dem vollbrachten Werk des Herrn Jesus am Kreuz und dem Herabkommen des Heiligen Geistes an Pfingsten entstehen (Apg 1,5.8; Apg 2,1–4). Die Apostelgeschichte berichtet vorwiegend darüber, wie sich das Evangelium ausbreitete und die frühen Gemeinden entstanden. Erst dem Apostel Paulus wurde in besonderer Weise das Geheimnis des Ratschlusses Gottes über Christus und seine Gemeinde offenbart (Eph 3,3–10; 5,32; Kol 1,25–27). Daher finden wir die Lehre über die Gemeinde nicht in den Evangelien, sondern in den Briefen.

Die Evangelien sprechen sehr häufig vom Königreich Gottes bzw. Königreich der Himmel. Von der Gemeinde ist nur an zwei Stellen im Matthäusevangelium die Rede. Der Begriff *ekklesia* kommt in den anderen Evangelien überhaupt nicht vor. Umso bemerkenswerter sind daher die zwei Ausnahmen in Matthäus, wo der Herr Jesus über die zukünftige Gemeinde redet.

In Mt 16,16–18 nimmt der Herr Jesus das schöne Bekenntnis des Petrus zum Anlass, um zu offenbaren, dass er selbst in Zukunft eine Versammlung (Gemeinde) bauen werde, die auf ihn, den Felsen, gegründet werde. In Mt 18,15–20 offenbart der Herr weitere Einzelheiten in Verbindung mit der zukünftigen Gemeinde. Diesen Abschnitt wollen wir nun genauer untersuchen. Was ist die Bedeutung und was können wir daraus für unsere Zeit entnehmen?

»Wenn aber dein Bruder gegen dich sündigt, so geh hin, überführe ihn zwischen dir und ihm allein. Wenn er auf dich hört, hast du deinen Bruder gewonnen. Wenn er aber nicht hört, so nimm noch einen oder zwei mit dir, damit durch den Mund von zwei oder drei Zeugen jede Sache bestätigt werde. Wenn er aber nicht auf sie hört, so sage es der Versammlung; wenn er aber auch auf die Versammlung nicht hört, sei er dir wie der Heide und der Zöllner. Wahrlich, ich sage euch: Was irgend ihr auf der Erde binden werdet, wird im Himmel gebunden sein, und was irgend ihr auf der Erde lösen werdet, wird im Himmel gelöst sein. Wahrlich, wiederum sage ich euch: Wenn zwei von euch auf der Erde übereinkommen werden über irgendeine Sache, welche sie auch erbitten mögen, so wird sie ihnen zuteilwerden von meinem Vater, der in den Himmeln ist. Denn wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich in ihrer Mitte.« (Mt 18,15–20)

Der Umgang mit Sünde zwischen Brüdern (Mt 18,15–17)

In den Versen 15–17 geht es um eine Auseinandersetzung zwischen zwei Brüdern. Der eine hat dem anderen Unrecht getan. Der, dem das Unrecht an-

getan wurde, soll versuchen, den anderen, der gesündigt hat, zuerst im persönlichen Gespräch von seinem Unrecht zu überführen. Wenn das gelingt, hat er seinen Bruder gewonnen (V. 15). Wie schön, wenn ein Bruder oder eine Schwester gewonnen und das Unrecht bekannt und beseitigt wird! Das sollten wir uns auch heute noch zum Vorbild nehmen, wenn es um persönliche Sünde zwischen Geschwistern geht.

Wenn der Bruder jedoch nicht hört, müssen ein oder zwei Zeugen hinzugenommen werden, die das Unrecht (die Sünde) aus eigener Beobachtung miterlebt haben und daher keine Parteigänger, sondern echte Zeugen sind. Auf diese Weise wird die geschehene Sünde bestätigt (V. 16). Die Unterweisung des Herrn an seine Jünger nimmt hier Bezug auf das Zeugenprinzip im mosaischen Gesetz (5Mo 19,15). Wenn der, der die Sünde begangen hatte, sich weigerte, das Unrecht einzusehen, und auch auf die Zeugen nicht hörte, musste die Sache vor die Richter oder Priester gebracht werden (5Mo 17,8–11; 19,17–19). Zur Zeit des Herrn war bei den Juden die letzte Instanz der Rechtsprechung das Synedrium.

Interessanterweise spricht der Herr hier aber nicht vom Synedrium, sondern von der Versammlung (Gemeinde), wo entschieden wird. Damit deutet er bereits an, dass das Judentum mit seiner Rechtsprechung einmal aufhören und die Gemeinde an ihre Stelle treten würde. Wenn also Böses in einer Gemeinde gerichtet werden muss, ist zuletzt die ganze Gemeinde verantwortlich und nicht nur einzelne Brüder oder die Ältesten. Letztere müssen den Fall untersuchen, zu einem geistlichen Urteil kommen und dieses der Gemeindeversammlung zur finalen Entscheidung vorlegen. Wie die Zuchthandlung der Gemeinde durchgeführt werden soll, wird hier im Evangelium nicht weiter behandelt. Es wird nur gesagt, dass der unbußfertige Sünder dann wie ein Heide oder Zöllner betrachtet werden darf (V. 17). Genauere Unterweisungen über die verschiedenen Arten der Gemeindezucht müssen wir in den Briefen suchen.

Binden und Lösen durch die Jünger (Mt 18,18)

Vers 18 wird mit einem *»Wahrlich«* (Amen) eingeleitet. Der Herr bezeugt den anwesenden Jüngern: *»Wahrlich, ich sage euch: Was irgend ihr auf der Erde binden werdet, wird im Himmel gebunden sein, und was irgend ihr auf der Erde lösen werdet, wird im Himmel gelöst sein.«*

Das ist eine sehr grundsätzliche Aussage. Was ist damit gemeint? Dieser Vers steht in Zusammenhang mit den vorigen Versen, insbesondere mit Vers 17. Wenn die Gesamtheit der Jünger – hier als Repräsentanten der zukünftigen Gemeinde gesehen – einen Beschluss hinsichtlich der Sünde des Betroffenen fasst, so wird er auch im Himmel (also von Gott) anerkannt werden. Das setzt voraus, dass ein Ausschluss in Übereinstimmung mit dem Wort Gottes und den Gedanken Gottes ist. Ein Ausgeschlossener ist mit der Sünde identifiziert und hinsichtlich der Gemeinschaft mit Glaubensgeschwistern »gebunden«. Tut der Sünder Buße, dann vergibt Gott die Sünde und die Gemeinde vergibt ihm ebenfalls, indem sie die Zuchtmaßnahme aufhebt und die volle Gemeinschaft mit den Geschwistern wiederhergestellt wird (administrative Sündenvergebung). Er ist nun nicht mehr »gebunden«. Auch das wird vom Himmel anerkannt.

Der Ausdruck *»was irgend ihr«* lässt keinen Raum für Beliebigkeit und Willkür. Das machen einige Stellen deutlich, wo der gleiche Ausdruck verwendet wird.

Besonders in den Stellen über das Gebet fällt das ins Auge. Nicht jedes unserer Gebetsanliegen wird erhört, sondern das Gebet muss dem Willen Gottes entsprechen. Nur dann kann es im Namen des Herrn gesprochen werden, nur dann wird es von ihm erhört (Mt 21,22; Joh 14,13.14; 15,16; 16,23). In 1Joh 3,21.22 wird die Erhörung mit dem Halten seiner Gebote und in 1Joh 5,14.15 mit der Gewissheit über den Willen Gottes verbunden. Aus Mk 10,35 lernen wir, dass die Söhne des Zebedäus mit ihrer Forderung, zu bekommen, um *»was irgend wir dich bitten«*, nicht erhört wurden.

Gebet und die Gegenwart des Herrn Jesus (Mt 18,19.20)

In diesen Versen heißt es: *»Wahrlich, wiederum sage ich euch: Wenn* **zwei von euch** *auf der Erde übereinkommen werden über irgendeine Sache, welche sie auch erbitten mögen, so wird sie ihnen zuteilwerden von meinem Vater, der in den Himmeln ist. Denn wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen*[1]*, da bin ich in ihrer Mitte.«*

Die Verse 19–20 stehen zwar auch in einem allgemeinen Zusammenhang mit den vorigen Versen, jedoch ist hier ein deutlicher Einschnitt zu bemerken. Folgende drei Hinweise aus dem Text machen das deutlich:

- Vers 19 beginnt mit *»Wiederum, wahrlich*[2] *sage ich euch«*. Der Herr Jesus macht hier eine weitere grundsätzliche Aussage, das Gebet betreffend.
- Es ist kaum zu übersehen, dass unser Herr jetzt nicht mehr von der Gesamtheit der Jünger spricht (die die zukünftige Gemeinde repräsentieren), sondern von einer Auswahl von zweien oder dreien, die über ein Gebetsanliegen vor dem Herrn einmütig werden (*symphoneo* = übereinstimmen, übereinkommen). Ihnen gibt er eine besondere Verheißung der Erhörung.
- In Vers 20 wird die Erhörung des Gebets von zwei oder drei Jüngern mit einem *»Denn«* eingeleitet, was sich unmittelbar auf die zwei Jünger im vorhergehenden Vers 19 bezieht. Es besteht also ein besonders enger Zusammenhang zwischen diesen beiden Versen.

Auch aus diesen beiden Versen wird deutlich, dass das Gebet Erhörung findet, weil ihre Gedanken vom Herrn Jesus geleitet und ihre Gebetsanliegen in Übereinstimmung mit dem Willen des Vaters sind. Das entspricht dem allgemeinen Prinzip in den o. g. Stellen des Johannesevangeliums. Das Neue und Besondere

hier ist die Art der Begründung in Vers 20. Die zwei oder drei müssen nicht nur in ihren Anliegen übereinstimmen, sondern auch zum Namen des Herrn Jesus versammelt sein. Das heißt, wenn der Herr Jesus der Mittelpunkt ihrer Gedanken und Bestrebungen ist, werden auch die Gebetsanliegen seinem Willen entsprechen und darum erhört werden.

Nach dem Grundtext muss der Wortlaut von Vers 20 folgendermaßen übersetzt werden: *»Denn wo zwei oder drei versammelt sind, zu meinem Namen hin, da bin ich in der Mitte von ihnen.«* Diesen Sinn haben die Übersetzungen Elberfelder CSV, Revidierte Elberfelder, Schlachter 2000 und auch die NeÜ gut wiedergegeben.

Leider geben die Luther-Übersetzungen (1912, 1984, 2017), die Menge-Übersetzung 2020 und andere den Sinn nur ungenau wieder. Dort heißt es: *»da bin ich mitten unter ihnen.«* Das führt leicht zu falschen Schluss-

1 Wörtlich: *zu meinem Namen hin.*

2 Wortreihenfolge nach Nestle-Aland 27.

folgerungen und ist nicht dasselbe wie *»da bin ich in ihrer Mitte«*. Wie bereits gesagt, bedeutet es, dass der Herr Jesus der Mittelpunkt der Versammelten sein muss. Es geht hier also nicht darum, dass der Herr Jesus **persönlich** bei uns ist oder **»mitten unter uns«**, wie etwa bei einer Feier oder wie wenn wir mit einem Führer eine Stadtbesichtigung machen würden.

Die persönliche Zusage des Herrn an seine Jünger in Mt 28,20b lautet: *»Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis zur Vollendung des Zeitalters.«* Das darf nicht mit Mt 18,20 verwechselt werden. Diese Zusage klingt zwar ähnlich, hat aber eine andere Bedeutung. Sie bezieht sich nicht auf eine Versammlung oder Gemeinde, sondern auf jeden Einzelnen von uns. Jeder, der mit dem Herrn Jesus lebt, darf sich über die persönliche Begleitung und Hilfe des Herrn freuen. Er bleibt bei uns bis zur Vollendung des Zeitalters, d. h. bis wir zum Herrn entrückt werden und ihn persönlich sehen werden.

Grundprinzipien biblischer Gemeinden

John Nelson Darby und die »Brüder« im 19. Jahrhundert haben in Mt 18,20 ein wichtiges Prinzip gesehen, das sie auch auf die Gemeinde *angewandt* haben und umsetzen wollten. Gegen eine *Anwendung* ist sicherlich nichts einzuwenden, das sollten wir auch heute noch praktizieren. Allerdings haben wir über Wesen und Praxis biblischer Gemeinden im Neuen Testament noch viele andere Anweisungen, die wir umsetzen sollen. Wenn Mt 18,20 das einzige oder wichtigste Prinzip für Gemeinde wäre, müssten in den Briefen apostolische Ermahnungen zu finden sein, etwa derart: »Versammelt euch zum Namen des Herrn, damit ihr eine Gemeinde seid.« Außer einer Andeutung in 1Kor 5,4 ist das nicht der Fall.

Wie bedeutsam auch in Mt 18,15–20 die Unterscheidung zwischen *Auslegung* und *Anwendung* ist, lässt sich leicht aus dem Kontext zeigen: Da sind zwei Brüder im Streit miteinander. Zur Klärung sollen noch ein oder zwei Zeugen hinzugezogen werden, damit sind es schon vier Personen. Wenn es hier um »Gemeinde« ginge, müsste sie aus mindestens fünf Personen bestehen. In Vers 19–20 ist aber nur von drei Personen die Rede! Wir haben in diesen Versen also keine *Definition* der Gemeinde, sondern nur ein Grundprinzip, das wir auf eine Gemeinde *anwenden* können. Zwei oder drei Personen können die Keimzelle für einen Hauskreis werden. Wenn weitere hinzukommen, entsteht daraus ein Hauskreis, wo man zum Gebet und Bibellesen zusammenkommt und der von einem Hauskreisleiter geleitet wird. Ab wie vielen Personen dann vielleicht eine Gemeinde daraus werden kann, darüber teilt uns die Schrift nichts mit. Nach 1Kor 14,26ff. sollte es mehrere Brüder mit einer geistlichen Gabe geben, die den Geschwistern dienen. Die Erfahrung lehrt, dass sehr kleine Gemeinden von unter zehn Personen auf die Dauer kaum lebensfähig sind.

Im Lauf der Zeit wurde aus Mt 18,20 in einem Teil der »Brüdergemeinden« eine Art »Grundgesetz« bzw. *Definition* von Gemeinde abgeleitet. Wie wir gesehen haben, ist das unzutreffend und greift zu kurz. Leider führte diese Auffassung Jahrzehnte später dazu, dass Gemeinden, die Mt 18,19.20 nicht in gleicher Weise praktizierten, nicht als Versammlungen bzw. biblische Gemeinden anerkannt wurden. Teilweise wurde und wird ihnen bis heute auch die Gegenwart des Herrn Jesus abgesprochen. Das ist eine traurige Verkehrung biblischer Grundsätze.

Eine weitere verbreitete Auffassung von Mt 18,20 geht in eine andere Richtung. Von manchen wird angenommen, dass der Herr Jesus überall in der Mitte sei, wo sich Christen zu einem geistlichen Zweck treffen. Man meint dann, dass auch bei Brüderbesprechungen, Missionstreffen, Tagungen, Hauskreisen usw. die Verheißung von Mt 18,20 zutreffe und daher der Herr Jesus in der Mitte sei. Doch das ist sehr fraglich, besonders wenn alles durchorganisiert und festgelegt ist. Das heißt nicht, dass solche Treffen nicht sinnvoll und gesegnet sein können, aber die Gegenwart des Herrn kann nicht für alle unsere geistlichen Aktivitäten so einfach reklamiert werden.

Wenn Christus der Mittelpunkt der Versammelten ist, muss alles auf ihn ausgerichtet sein, er bestimmt dann und leitet die Gebete, Dienste und die ganze Zusammenkunft. Wie gesagt, gilt diese besondere Verheißung des Herrn bereits für zwei oder drei der Jünger. Damit sind sie aber noch keine Gemeinde und daher auch nicht zur Gemeindezucht berechtigt!

Für die Entstehung einer biblischen Gemeinde müssen eine Reihe von Voraussetzungen erfüllt sein. Die Lehre über die Gemeinde muss anhand des Neuen Testaments gemeinsam gründlich studiert und in die Praxis umgesetzt werden. Insbesondere müssen die vier Stücke aus Apg 2,42 beständig praktiziert werden:

- die Lehre der Apostel,
- geistliche Gemeinschaft untereinander,
- regelmäßiges gemeinsames Gebet,
- regelmäßiges Brechen des Brotes (Abendmahl).

Auf die wichtigen Themen zu Aufbau und Funktion biblischer Gemeinden kann hier nicht weiter eingegangen werden. Einige Taschenbücher dazu sind in der Fußnote angegeben.[3] Wir wollen uns nun noch genauer damit befassen, was es bedeutet, zum Namen des Herrn versammelt zu sein.

Zum Namen des Herrn versammelt

Wie bereits gesagt, können bereits zwei oder drei Brüder oder eine andere kleine Anzahl *»zum Namen des Herrn«* versammelt sein und seine Gegenwart genießen, ohne dass sie damit eine Gemeinde darstellen. Wenn eine biblische *Gemeinde* den Grundsatz von Mt 18,20 in der Praxis *anwenden* möchte, sind nach meiner persönlichen Überzeugung dazu einige Voraussetzungen in Lehre und Praxis notwendig. Es gibt äußere und innere Voraussetzungen.

Äußere Voraussetzungen

Die äußeren Voraussetzungen bestehen darin, dass Hindernisse beseitigt werden, die dem unmittelbaren Wirken des Herrn Jesus entgegenstehen. Je mehr Organisation, Ämter und Planung, desto weniger kann der Herr Jesus durch die vorhandenen geistlichen Gaben wirken. Einige Hindernisse im Gemeindeverständnis werden hier stichpunktartig aufgeführt. Je vollständiger sie in die Praxis umgesetzt werden, umso besser. Das war den frühen »Brüdergemeinden« ein Anliegen.

1. Die wahre Gemeinde – ist der Leib Christi, alle wiedergeborenen Gläubigen (Kol 1,18).

2. Die Einheit schaffen oder bewahren? – Die Einheit des Geistes bewahren (Eph 4,3.4).

3. Wer ist das Oberhaupt der Gemeinde? – Christus (Eph 1,22; 4,15.16).

3 W. MacDonald: *Christus und die Gemeinde*, Dillenburg (CV) 2024, 128 S. – W. MacDonald: *Gemeinde, wie Gott sie sieht*, Bielefeld (CLV) 2024, 112 S. – H. Briem: *Christliche Gemeinde und verbindliche Zugehörigkeit*, Bielefeld (CLV) 2021, 91 S.

4. Wer leitet die Gemeinde? – Kein Pastor, sondern Älteste, die Hirten sind (1Petr 5,1–4).

5. Ordination und geistliche Ämter? – Der erhöhte Herr gibt die geistlichen Gaben (Eph 4,8–13).

6. Theologiestudium? – Intensives persönliches und gemeinsames Bibelstudium (2Tim 2,15; 3,15).

7. Organisation von »Gottesdiensten«? – Leitung durch den Heiligen Geist (1Kor 14,26–40).

8. Verfasste Kirchenordnung nötig? – Nein, Glaubensgrundsätze aus der Bibel (1Kor 14,26–40).

Innere Voraussetzungen für den Einzelnen

- Warum gehe ich in diese Gemeinde – wie ist mein innerer Zustand?
- Möchte ich den Herrn sehen oder erwarte ich etwas von Menschen?
- Bin ich während der Stunden im stillen Gebet um den Segen Gottes?
- Wenn Gott mir eine Gabe gegeben hat, nutze ich sie?
- Bereite ich mich als Bruder vor, um etwas zu den Gemeindestunden beizutragen?
- Werden die Stunden moderiert oder vertrauen wir auf die Leitung des Heiligen Geistes?
- Es lohnt sich, noch weiter darüber nachzudenken.

Zusammenfassung

Auch wenige Geschwister dürfen, wenn sie nach Mt 18,20 zusammenkommen, die Gegenwart des Herrn für sich in Anspruch nehmen, seinen Segen und die Erhörung ihrer Gebete erleben, auch wenn sie damit noch keine Gemeinde sind.

Gemeinden, die bemüht sind, die äußeren und inneren Voraussetzungen in der Praxis zu erfüllen, dürfen wissen, dass sie zum Namen des Herrn versammelt sind und der Herr in ihrer Mitte ist. Wenn sie in Absonderung vom Bösen nach der Schrift das Brot brechen und seine Rechte anerkennen, versammeln sie sich am *»Tisch des Herrn«* (1Kor 10,21).

Das Versammeln zum Namen des Herrn und das Brotbrechen am Tisch des Herrn sind kein exklusives Vorrecht von Gemeinden, die dieses Bekenntnis häufig im Munde führen und als Alleinstellungsmerkmal für sich reklamieren wollen. Der Herr ist überall dort, wo Gemeinden die o. g. biblischen Grundsätze in Trennung vom Bösen verwirklichen.

Eine biblische Gemeinde muss die Einheit des Leibes Christi anerkennen und bereit sein, treue Kinder Gottes nach Prüfung als Gäste am Tisch des Herrn aufzunehmen, auch wenn sie (noch) nicht bereit sind, sich der örtlichen Gemeinde anzuschließen. Die Verantwortung der Gemeinde erfordert von den Gästen ein glaubwürdiges Zeugnis.

Andererseits hat der Herr nicht verheißen, überall in der Mitte zu sein, wo Christen zu einem geistlichen Zweck zusammenkommen. Wenn er der Mittelpunkt ist, muss er auch die Autorität und Leitung haben.

Von manchen Fehlentwicklungen und Missverständnissen abgesehen, die im Lauf der Geschichte der »Brüderbewegung« aufgetreten sind, möchten wir gern an allem festhalten, was die Schrift über biblische Gemeinde lehrt. Wir möchten uns als Gemeinde gern zum Namen des Herrn Jesus hin versammeln und sein Wirken in unserer Mitte erleben. Wenn er in der Gemeinde nicht mehr die Leitung hat, weil wir seine Rechte missachten, dann haben wir alles verloren und sind auf dem Weg zu Laodizea.

Herbert Briem

Krankheitsheilung in der Bibel (6)

5. Wunderheilungen
b. Wunderheilungen heute (Fortsetzung)
Die Gnadengaben der Heilungen

Paulus berichtet in 1Kor 12 von den verschiedenen Gnadengaben, die der Gemeinde Gottes durch den Heiligen Geist gegeben werden. Darunter findet man auch die Gabe zum Heilen, und um die soll es hier gehen. Wegen des Zusammenhangs zitiere ich hier die Bibel mit allen Versen aus 1Kor 12, die darauf Bezug nehmen:

»Es gibt nun zwar verschiedene Gnadengaben, doch nur ein und denselben Geist; es gibt verschiedene Dienste, doch nur ein und denselben Herrn; es gibt verschiedene Kräfte, doch nur ein und denselben Gott, der alles in allen wirkt. Aber jeder bekommt eine Offenbarung des Geistes nur zum allgemeinen Nutzen geschenkt: Dem einen wird vom Geist das Wort der Weisheit gegeben, ein anderer kann durch denselben Geist Einsicht vermitteln, einem dritten wird eine besondere Glaubenskraft geschenkt, einem anderen wieder Heilungsgaben – alles durch denselben Geist. Der Geist ermächtigt den einen, Wunder zu wirken; einen anderen lässt er Weisungen Gottes verkündigen. Ein dritter erhält die Fähigkeit zu unterscheiden, was vom Geist Gottes kommt und was nicht. Einer wird befähigt, in nicht gelernten fremden Sprachen zu reden, und ein anderer, sie zu übersetzen.« (1Kor 12,4–10)

»Einige hat Gott in der Gemeinde eingesetzt: Das sind erstens die Apostel, zweitens Propheten, drittens Lehrer. Dann kommen die, die Wunder tun; dann die, die Gaben zum Heilen, zu Hilfeleistungen oder zum Leiten haben; schließlich die, die in ungelernten fremden Sprachen reden. Sind nun etwa alle Apostel, alle Propheten, alle Lehrer? Können alle Wunder tun? Haben alle die Gaben der Heilung? Reden alle in fremden Sprachen? Können alle sie übersetzen? Ihr bemüht euch um die größeren Gaben? Dann zeige ich euch einen Weg, der weit besser ist.« (1Kor 12,28–31)

An dieser Stelle kann ich nicht zu allen erwähnten Gaben Stellung nehmen, sondern nur zur Gabe der Heilungen. Zunächst sollten wir festhalten, was die Bibel dazu sagt:

- Es gibt zwar verschiedene Gaben, aber es ist immer derselbe Heilige Geist, derselbe Herr und derselbe Gott, der dahintersteht.

• Für die Gaben wird hier keine zeitliche Begrenzung angegeben; lediglich von den Gaben der Prophetie, der Fremdsprachen und der Erkenntnis wird später in 1Kor 13,8 gesagt, dass sie aufhören werden. Aber das bezieht sich mit großer Wahrscheinlichkeit auf die himmlische Zukunft der Gemeinde.

• Der Zweck dieser Gaben ist es, nicht dem Einzelnen, sondern der gesamten Gemeinde Gottes nützlich zu sein. Nicht die »begabte« Person steht im Vordergrund, sondern der Aufbau und die Zurüstung der Gemeinde.

• Nicht alle haben alle Gnadengaben, sondern immer nur Einzelne haben eine Gabe.

• Es gibt offensichtlich »größere« und dann ja auch kleinere Gaben, also solche, die bedeutsamer sind als andere.

• Das Bemühen um die größeren Gaben wird von Paulus nicht gelobt, sondern er zeigt einen besseren Weg auf.

• Es scheint also etwas noch Wichtigeres und Besseres als diese besonderen Begabungen zu geben. Und wenn man das nachfolgende Kapitel liest, wird sofort klar, dass Paulus damit die tätige Liebe untereinander meint. Mit einfachen Worten gesagt:

• Echte Nächstenliebe ist im Alltag der Gemeinde wichtiger als die besten Begabungen und Fähigkeiten.

Damit wäre der Stellenwert der Heilungsgabe geklärt.

Nun gibt es unter Christen seit über hundert Jahren Streit wegen dieser besonderen Begabung. Auch in unserer Zeit gehen die Meinungen darüber deutlich auseinander. Wenn ich hier also eine eigene Meinung beschreibe und mit der Bibel zu begründen versuche, bedeutet das nicht, dass andere Unrecht haben und die Bibel falsch auslegen. Ich möchte abweichende Meinungen einfach stehen lassen und meinen Herrn bitten, zu gegebener Zeit (auch wenn es erst in der Ewigkeit ist) seine Sicht der Dinge zu offenbaren. Es ist mir wichtig zu sagen, dass ich alle Glaubensgeschwister liebe, auch wenn sie anders denken.

Wir hören und lesen immer wieder von vollmächtigen Predigern und von Gemeinden, die Heilungsgottesdienste durchführen und dabei viele Menschen auf sich aufmerksam machen. Kranke besuchen diese Veranstaltungen und verbinden damit die Hoffnung, von ihren meist körperlichen Erkrankungen geheilt zu werden. Ich sehe diese sehr einseitige Betonung der Krankheitsheilung als recht problematisch an, vor allem für Menschen, denen hier eine einseitige Hoffnung vermittelt wird. Sie bekommen eine Erwartungshaltung, die durch ihren persönlichen Glauben bis zu der Gewissheit verstärkt wird, dass sie auf jeden Fall geheilt werden. Wenn die erwartete Heilung dann ausbleibt, sind sie zutiefst verunsichert und enttäuscht, auch von Gott. Ihr Glaube kann nachhaltig Schaden erleiden. Außerdem besteht die Gefahr, unter dem Druck der Ereignisse eine scheinbare Heilung oder Suggestivheilung mit späterem Rückfall zu erleben. Das Ergebnis ist dasselbe: eine schwere Enttäuschung im Glaubensleben.

Heilungswunder werden leicht zum Selbstzweck, und die eigentlichen Prioritäten Gottes geraten ganz in den Hintergrund: die Predigt des Evangeliums, die Notwendigkeit der Umkehr, der persönliche Glaube, die lebendige Beziehung zu Jesus Christus und vieles mehr. Heilungsgottesdienste werden wie Showveranstaltungen organisiert, das Heilen durch Gebet und Handauflegen bekommt den Charakter einer Sensationsdarstellung, der »Heiler« wird zum Star und hat einen fast gottähnlichen Status. Natürlich sind das nur die Extremformen solcher Gottesdienste, aber auch bei kleineren Heilungsereignissen gibt es Gefahren. Die Krankenheilungen können eine Eigendynamik entwickeln, sie werden zum »Automatismus«, zur Routine im Glaubensleben. Das Heilen und Händeauflegen erscheint wie eine Art Technik, die man nur anzuwenden braucht, um von Krankheiten und Beschwerden befreit zu werden.

Kranke Gläubige geraten leicht unter einen Kollek-

tivdruck, wenn sie ein solches Angebot nicht annehmen. Sie fühlen sich dann schuldig und haben zusätzlich zu ihren Beschwerden auch noch ein schlechtes Gewissen. Denn wer die Möglichkeit der Heilung nicht in Anspruch nimmt, macht sich schnell verdächtig, dass es in seinem Leben Unglaube, Sünden oder gar dämonische Belastungen gibt. Eine Heilung wird als Glaubensbeweis angesehen: Wer geheilt wird, hat den richtigen und starken Glauben; wenn ein Kranker nicht durch die Heilungsgaben gesund wird, muss irgendetwas mit seinem Glauben nicht stimmen. Das Argument lautet: Es ist ja Gottes Wille, dass Kranke geheilt werden, und er belohnt den Glauben. Wer sich einfach nur in Gottes Hände fallen lassen will und kein Heilungsangebot in Anspruch nimmt, gilt als ungehorsam und störrisch gegenüber dem Willen Gottes.

Eine andere Gefahr besteht darin, dass man alle Krankheiten und Beschwerden auf böse Geister oder Krankheitsgeister zurückführt: Da sind Kranke dann vom Geist der Schwäche, vom Geist der Kopfschmerzen, vom Geist der Schwermut oder der Angst oder der Lähmung befallen. Diese Geister können angeblich nur durch Gebet und Heilungsvollmacht beherrscht und ausgetrieben werden. Ich halte es für sehr gefährlich, solche Auffassungen zu verbreiten, und bin überzeugt, dass wir uns dadurch mehr für den Einfluss okkulter Gedanken als für das Wirken Gottes öffnen. Denn in Gottes Wort lesen wir nichts davon, dass böse Geister nahezu alle Krankheiten auslösen; und Geister des Lichts können es nicht sein, in diesem Bereich herrscht nur der Heilige Geist, also Gott selbst, der im Menschen keine Erkrankungen erzeugt. Der Gläubige besitzt den Heiligen Geist, und daneben kann es keinen Geist irgendeiner Krankheit geben.

Viele dieser oben dargestellten Überzeugungen verbreiten sich schnell in den Gemeinden, die allein auf Heilungsgottesdienste ausgerichteten sind. Manche sensible Gläubige können dadurch in innere Not geraten – genauso wie auf der anderen Seite Not entsteht durch übertriebene Gesetzmäßigkeit in sehr konservativen Gemeinden.

Die Betonung der Heilungsgaben und Heilungsgottesdienste wird natürlich von den Christen auch begründet. Ich möchte versuchen, auf einige Argumente einzugehen, und dabei auch Gottes Wort genau untersuchen.

1. »Jesus selbst hat seinen Jüngern den Heilungsauftrag und die Vollmacht gegeben.«

Ja, das stimmt ganz eindeutig. Ich habe das in einem früheren Artikel ausführlich beschrieben. Aus den Bibelstellen geht aber auch ganz klar hervor, dass der Schwerpunkt im Auftrag des Herrn auf der Verkündigung der guten Botschaft liegt und dass die Vollmacht zur Krankenheilung und Dämonenaustreibung nur dazu dient, die göttliche Vollmacht des Verkündigers zu beweisen. Wenn heute ein Prediger des Evangeliums – also ein Evangelist – die Botschaft Gottes durch Krankenheilung unterstreicht, kann er durchaus im Auftrag Gottes handeln. Aber wenn er nur auftritt, um auf spektakuläre Weise Kranke zu heilen, handelt er am eigentlichen Auftrag Gottes vorbei.

2. »Jesus und die Apostel haben sehr viele Menschen geheilt. Es steht nirgendwo geschrieben, dass es solche Heilungen heute nicht mehr gibt. Die Kraft Gottes ist heute noch dieselbe.«

Ja, das stimmt auch. Dennoch sehen wir in der gesamten Menschheitsgeschichte zeitliche Schwerpunkte im Handeln Gottes. Es gab Zeiten des Redens Gottes (Propheten, Apostel) und es gab Zeiten des Schweigens Gottes (Israel in Ägypten, in der babylonischen Gefangenschaft, zwischen dem Alten und Neuen Testament, im Mittelalter u. a.). So erkennen wir auch ganz deutlich Zeiten des Wirkens und Zeiten des Schweigens Gottes bei der Krankenheilung und Totenauferweckung: z. B. als die Propheten Elia und Elisa lebten, wirkte Gott – bei den übrigen Propheten gab es so etwas nicht. So auch im Neuen Tes-

tament: Im ersten Jahr nach dem öffentlichen Auftreten des Herrn Jesus vollbrachte er etwa 80 % all seiner Heilungswunder, im zweiten und dritten Jahr erheblich weniger. Und nach Pfingsten, nach der Geburtsstunde der Gemeinde, gab es dann nochmals eine Zeit der Wunder beim Verkündigungsdienst der Apostel. In den späteren Jahren der Gemeinde aber hören diese Zeichen Gottes praktisch auf. In den Briefen der Apostel wird, soweit ich weiß, von keiner einzigen Wunderheilung berichtet.

Außerdem weist Gottes Wort immer wieder darauf hin, dass solche Zeichen und Wunder dazu dienten, die göttliche Autorität der verkündigten Botschaft zu beweisen (Apg 14,3; 19,8.11; Mk 16,15–18; Hebr 2,2–4). Die Heilungswunder waren also, wie bereits erwähnt, nicht Selbstzweck! Auch Jesus hat sich immer wieder dagegen gewehrt, als Wunderheiler verehrt zu werden. Er verfolgte mit seinem Leben andere Prioritäten. Natürlich wollte er die Menschen gerne heilen, weil er sie liebte, aber er wollte ihnen vor allem die ganze Liebe und Gnade Gottes verkünden und ihre Seelen retten. Er war der Sohn Gottes und der Heiland der Welt und nicht in erster Linie der Dämonenaustreiber und Krankenheiler. Deshalb verbot er auch so oft den Geheilten, ihre Erlebnisse in aller Öffentlichkeit auszubreiten (Mt 8,4; 9,30; 12,15.16 u. a.).

3. »Der Prophet Jesaja sagt prophetisch von dem leidenden Knecht Gottes (also von Jesus): *›Doch unsere Krankheit, er hat sie getragen, und unsere Schmerzen, er lud sie auf sich‹* (Jes 53,4). Da steht ja nun deutlich, dass Jesus unsere Krankheiten am Kreuz getragen hat und wir uns nicht mehr damit abmühen müssen, wenn wir an Jesus und sein Erlösungswerk glauben.«

Ja, Jesus hat am Kreuz alle Sünden und die Folgen der Sünde stellvertretend für uns getragen, damit wir von dem ewigen Gericht Gottes verschont bleiben; und zu den Folgen der Sünde ganz allgemein gehören auch die Krankheiten. Wer weiß, vielleicht hätten wir ja mit viel mehr Erkrankungen zu kämpfen, wenn Jesus nicht für uns am Kreuz gestorben wäre? Manche glauben zwar auch, dass Jesaja hier die »Krankheit der Sünde« gemeint habe; aber das steht im Widerspruch zu einem Zitat des Verses im Neuen Testament (Mt 8,17), wo die Aussage eindeutig auf Dämonenaustreibung und Krankenheilung des Herrn Jesus bezogen wird. Aus der Prophezeiung Jesajas geht jedoch nicht hervor, dass unser Herr im Einzelfall genau meine Krankheit und meine körperlichen Schmerzen am Kreuz getragen hat und ich deshalb Anspruch auf Heilung habe. Er hat in erster Linie die Krankheit als Folge der Sünde getragen! Wie ich in einem früheren Artikel dargestellt habe, dient die Krankheit auch bei gläubigen Christen unterschiedlichen Zielen Gottes. Unser Vater im Himmel kann uns Heilung schenken, aber wir haben keinen Anspruch darauf.

4. »Es steht nirgendwo, dass die Gnadengaben der Heilungen heute nicht mehr existieren. Und wenn diese Gaben vorhanden sind, dürfen wir sie auch anwenden.«

Auch das stimmt so, aber wir sollten uns wieder an der Bibel orientieren: Nirgendwo in Gottes Wort wird die Ausübung dieser Gnadengabe besonders erwähnt, also »Werbung« dafür gemacht; nur bei einer Gelegenheit (als Philippus in Samarien wirkte, Apg 8) tritt die Gabe der Heilungen außerhalb der Apostelschar in Erscheinung. Von keiner Gemeinde und in keinem der Briefe berichtet die Bibel über die Anwendung der Heilungsgabe. Daraus kann man den Rückschluss ziehen, dass es diese Gabe zwar gegeben hat, dass sie aber nur im Hintergrund, sozusagen unter Ausschluss der Öffentlichkeit wirksam wurde. Das entspricht auch der Beobachtung, dass Gottes Wirken durch öffentliche Heilungswunder auf bestimmte Zeitperioden begrenzt war (s. o.).

5. »Gottes Wille ist die Heilung der Kranken. Wir dürfen dem Wirken Gottes nicht im Weg stehen.«

Das stimmt nicht ganz. Jesus sagt zwar zu dem Aussätzigen: »*Ich will, sei gereinigt*« (Mt 8,3). Wir lesen aber nirgendwo, dass es der ausdrückliche Wille Gottes ist, dass (alle) Kranken geheilt werden. Dagegen zeigt die Bibel uns klar, was in erster Linie dem Willen Gottes entspricht, nämlich unsere Rettung und das ewige Leben (Joh 6,40; 1Tim 2,4; 2Petr 3,9), außerdem unsere Heiligung (1Thess 4,3) und die tätige Barmherzigkeit trotz Verfolgung (1Petr 2,15). Ansonsten erleben wir in unserem Alltag immer wieder, dass Gott Wunder tut und Menschen heilt. Vielleicht benutzt er dazu auch Gnadengaben der Heilungen, sie dürfen aber nie wie Zauberkräfte in spektakulärer Weise eingesetzt werden. Das widerspricht absolut dem Wesen Gottes. Gut möglich, dass wir in der Vergangenheit allzu wenig auf solche Wunder Gottes im Alltag geachtet haben und dass deshalb die Entwicklung bei einigen Christen jetzt in die entgegengesetzte Richtung geht und die Heilungskräfte übermäßig betont werden.

6. »Jeder Kranke kann geheilt werden, wenn er nur glaubt.«

Nirgendwo in Gottes Wort finden wir den allgemeinen Anspruch auf Heilung durch Glauben. Wenn Gott Heilung schenkt, tut er das in seiner göttlichen Souveränität, und zwar im Einzelfall und ohne Ansehen der Person. Wir können auch nicht Gottes Überlegungen und Entscheidungen nachvollziehen, sie gehen über unser Denkvermögen hinaus (Jes 55,8.9). Auch die Apostel, insbesondere Paulus, benutzten niemals ihre göttliche Vollmacht, um für eigene Zwecke Heilungen zu vollbringen. Den festen Glauben an ihren Herrn Jesus Christus hatten sie allemal, das steht außer Zweifel. Paulus selbst (sein »*Dorn im Fleisch*«, 2Kor 12) und einige seiner Mitarbeiter waren krank und gaben Anlass zur Sorge. Dennoch war niemand da, der sie mit seiner Gnadengabe heilte: weder Epaphroditus in Phil 2,24–30 noch Timotheus in 1Tim 5,23 und auch nicht Trophimus in 2Tim 4,20. Sie nahmen die Krankheit einfach aus Gottes Hand und warteten geduldig auf Gottes Wege. Auch Stephanus wurde gesteinigt, ohne dass Gott eingriff. Ebenso erging es Jakobus, dem Bruder des Johannes, der von Herodes enthauptet wurde (Apg 12,2). Wir wissen nicht, warum Gott einerseits das schwere Leid zuließ, andere dagegen rettete. Wir kennen eben nicht seine Gedanken!

Fassen wir die wesentlichen Punkte zusammen:

- Gnadengaben der Heilungen sind der Gemeinde gegeben; es gibt keinen eindeutigen Hinweis auf eine zeitliche Begrenzung. Allerdings wird nirgendwo von deren Anwendung in den Gemeinden berichtet.
- Heilungen fanden demnach eher im geschützten Rahmen der Gemeinden und unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt. Sie dienten offensichtlich nur dem Aufbau und Nutzen der Gemeinde.
- Die Bibel begrenzt Heilung nicht allein auf körperliche Krankheiten. Heilungsgaben können also auch bei psychischen Erkrankungen, seelischen Problemen und gestörten Beziehungen wirksam werden.
- Öffentliche Heilungswunder haben in Gottes Handeln zeitliche Schwerpunkte.
- Dennoch tut Gott auch heute noch Wunder und heilt Krankheiten, er erhört Gebete und antwortet in seiner Souveränität und zu seiner Zeit – so wie es seinen Gedanken und seinen Wegen entspricht.
- Gott wirkt auch heute noch durch das besondere Krankengebet der Ältesten nach Jak 5, wobei der Schwerpunkt nicht auf der Heilung, sondern auf der Wiederherstellung der Beziehungen liegt.
- Gott kann auch heute noch die Verkündigung seiner Botschaft durch Krankenheilung bestätigen, wenn es sein Wille ist und der Heilige Geist durch den Verkündiger wirkt.
- Wir haben keinen Anspruch auf Heilung, aber den unerschütterlichen Glauben, dass unser Vater im Himmel uns in jeder Lage trägt und uns das Richtige schenkt.

Ist Heilung die einzige Antwort Gottes?

Im Volksmund heißt es: »Not lehrt beten.« Und so greift jeder Christ bei Krankheiten und Beschwerden unwillkürlich und als erste Möglichkeit zum Gebet. Das ist ja auch das Normalste der Welt, sich bei Problemen an den zu wenden, der am ehesten helfen kann. Leider kommt es dann immer wieder vor, dass ein Christ enttäuscht feststellt: Mein Vater im Himmel antwortet mir ja gar nicht. Richtiger wäre es allerdings zu sagen: Ich höre ihn nicht oder verstehe ihn nicht oder sehe nichts von ihm. Denn ich persönlich bin überzeugt, dass Gott auf jeden Fall antwortet. Manchmal muss ich natürlich etwas Geduld aufbringen, und oft habe ich eine feste Vorstellung von der Antwort Gottes und erkenne dann das andere Handeln Gottes gar nicht, weil ich es nicht erwartet habe. Deshalb sollte ich mir einmal ganz bewusst vor Augen führen, auf welche Weise Gott antworten kann, wenn ich in Zeiten von Krankheit und Leid zu ihm bete.

Die ideale Antwort (für die wir ja alle in erster Linie beten) ist die baldige Linderung und Heilung; aber das geschieht eben nicht immer oder besser gesagt eher selten. Beim Beten ist es nicht hilfreich, wenn ich auf eine einzige Lösung des Problems fixiert bin. Denn wir haben ja weiter oben schon mehrfach gesehen, dass Gott oft ganz andere Wege und Lösungen hat. Natürlich darf ich um Heilung flehen oder rufen oder schreien, ganz wie mir zumute ist. Aber die Grundhaltung, mit der ich mich an Gott wende, sollte ich von meinem Herrn Jesus Christus lernen, der im Garten Gethsemane in höchster Not zu seinem Vater betete: *»Nicht wie ich will, sondern wie du willst!«* (Mt 26,39). Und täglich beten Hunderttausende im Vaterunser: *»Dein Wille geschehe!«* Ob sich jeder der ganzen Tragweite dieser Bitte wohl bewusst ist?

Jedenfalls durchzieht eine wichtige Wahrheit die ganze Bibel, dass es nämlich immer der beste Weg ist, sich dem Willen Gottes anzuvertrauen. Man kann natürlich genauso sagen: »sich dem Willen Gottes zu unterwerfen«. Aber das hört sich heutzutage zu sehr nach diktatorischer Unterwürfigkeit an, sodass sich viele Menschen an dieser Ausdrucksweise stoßen. Dennoch tue ich gut daran, meine Bitte an den Vater im Himmel mit der Unterschrift zu versehen: *»… wenn es dein Wille ist«*. Dann bin ich viel offener für Gottes Antworten und lasse mich mehr oder weniger automatisch in Gottes Hände fallen. Ich vertraue ihm, dass er das Beste für mich im Blick hat, auch wenn ich es noch nicht sehe.

Mit dieser Grundhaltung ist es übrigens auch recht problematisch, wenn wir dem Kranken Heilungsversprechen geben, die wir vielleicht gar nicht halten können: »Du wirst garantiert wieder gesund, wenn du nur den festen Glauben hast!« Wir wissen ja wirklich nicht, welche Pläne Gott für den Kranken hat; wollen wir ihm da vorgreifen? Wir dürfen einfach nicht solche Zusagen machen, zu denen wir nicht bevollmächtigt sind. Und wir können als Menschen auch nicht über Gottes Handeln verfügen, dürfen ihn nicht für unsere Vorstellungen »instrumentalisieren«.

Nach diesen Überlegungen ist die Antwort ganz eindeutig: **Heilung ist nicht die einzige Möglichkeit**, mit der unser Vater im Himmel seinem kranken Kind begegnet. Ganz ohne Zweifel: Er kann den Kranken heilen, sei es als Reaktion auf sein eigenes Rufen zu Gott oder durch das Gebet der Gemeinde oder der Freunde oder der Ältesten. Wenn Gott aber nun keine Heilung schenkt? Womit antwortet er dann? Ich will ja versuchen, sensibel und aufmerksam auf Gottes Antwort zu warten, und die kann sehr unterschiedlich ausfallen.

Er kann mir durch ganz **normale menschliche Möglichkeiten** begegnen: Er benutzt den Hausarzt, um mich untersuchen zu lassen und ein Medikament zu verordnen; er vermittelt mir Trost und Hilfe durch meine Angehörigen oder durch die Gemeinde; er beauftragt Spezialisten, die mir vielleicht den Rat zur Operation geben; er schickt einen Krankenwagen und öffnet für mich das Krankenhaus; er mobilisiert

Pflegekräfte zu meiner Betreuung. So kann man die Liste fortsetzen und in allen großen und kleinen Dingen eine Antwort unseres Vaters im Himmel sehen. Ich sollte das alles nicht als selbstverständlich ansehen, es ist seine Fürsorge und Liebe, die mich umgibt!

So kann also eine Gebetserhörung aussehen. Wenn ich mit tiefer Dankbarkeit reagiere, wird Gott dadurch geehrt. Er ist aber auch bereit, noch viel mehr zu schenken: Ich kann ihn bitten, **mir Klarheit zu geben bei den Entscheidungen**, die ich im Zusammenhang mit der Krankheit treffen muss (Medikamente? Operation? verschiedene Therapiemöglichkeiten?). Und dann kann mein aufgewühltes Inneres plötzlich von einem ungeahnten Frieden erfasst werden, weil mir bewusst wird: Mein Vater im Himmel hat mich und meine Erkrankung ganz in seiner Hand. Ich fühle eine totale **Geborgenheit und Sicherheit**, in mir breitet sich eine **göttliche Ruhe** aus. Genau das habe ich in Krankheitszeiten schon selbst erlebt.

Es ist wirklich ein Frieden, wie Jesus ihn beschrieben hat: *»Was ich euch hinterlasse, ist mein Frieden. **Ich gebe euch einen Frieden, wie die Welt ihn nicht geben kann.**«* (Joh 14,27)

Und Paulus verspricht genau diesen Frieden als Antwort auf unser Beten: *»Macht euch keine Sorgen, sondern bringt eure Anliegen im Gebet mit Bitte und Danksagung vor Gott! **Und sein Frieden, der alles menschliche Denken weit übersteigt, wird euer Innerstes und eure Gedanken beschützen**, denn ihr seid ja mit Jesus Christus verbunden.«* (Phil 4,6.7)

Wenn wir also für Kranke beten – in welcher Form auch immer –, werden wir dadurch Gottes mächtige Hand bewegen. Die Antwort Gottes wird unterschiedlich sein: Er schenkt Kraft zum Tragen, er gibt innere Ruhe und Geborgenheit, er segnet die Therapeuten und die Therapie, und er heilt auch, so wie er es will – ob mit oder ohne Medizin.

Ein Beispiel: Eine allseits beliebte, etwa 70-jährige Glaubensschwester ist plötzlich niedergeschlagen, müde und unruhig. Sie weiß nicht, was mit ihr los ist. Sonst war sie immer rastlos für die Gemeinde unterwegs, hat Kranke besucht, Kuchen gebacken, Senioren versorgt, sich um vieles gekümmert, und nun muss sie von einem Tag auf den anderen das Haus hüten. Ein Ehepaar besucht sie, führt ein langes seelsorgerliches Gespräch, macht ihr Mut und betet mit ihr. Außerdem soll sie sich unbedingt beim Hausarzt untersuchen lassen, um körperliche Ursachen auszuschließen. Das Ergebnis ist erschreckend: Sie ist unheilbar krebskrank, ohne dass sie etwas davon wusste oder bemerkt hat.

Die gesamte Gemeinde betet, sie selbst natürlich auch. Sie entschließt sich, keine weiteren Untersuchungen und Behandlungen mehr durchführen zu lassen, sondern alles ihrem Vater im Himmel zu überlassen. Ein tiefer Friede erfasst sie, sie spürt ganz deutlich Gottes Nähe und seine Kraft. Vieles kann sie in den folgenden Wochen mit ihren Kindern und Enkeln besprechen. Weil Adventszeit ist, besorgt sie für jeden noch ein Weihnachtsgeschenk. Trotz zunehmender Schwäche und einiger Beschwerden bleibt sie die Ruhe in Person und tröstet jeden, der zu Besuch kommt. Das Krankenzimmer ist der friedlichste Ort der Erde und die Ausstrahlung der Patientin erfasst alle Menschen in ihrer Umgebung. Solch ein Wunder kann nur Gott tun. Er schenkt zwar keine Heilung, obwohl viele dafür gebetet haben; aber er gibt Kraft und Frieden. Kurz vor Weihnachten holt unser Vater sein treues Kind in die himmlische Herrlichkeit. Solch ein Krankheitsverlauf bleibt den Betroffenen mindestens genauso tief im Gedächtnis wie ein Heilungswunder.

Nicht nur einmal habe ich bei gläubigen Christen ähnliche Erfahrungen gemacht. Mir selbst war es immer eine Bestätigung, dass der Vater im Himmel seine Kinder nicht im Stich lässt, sondern die Gebete des Glaubens zu seiner Zeit auf erstaunliche Art und Weise erhört. Auch das sind Wunder Gottes, für die wir sehr, sehr dankbar sein können.

Was will Gott erreichen, wenn er hilft und heilt?

Wenn wir die Heilungswunder der Bibel durchlesen oder von solchen persönlichen Erfahrungen (s. o.) hören, können wir nur staunen über das Wirken Gottes. Mit allem, was er tut, verfolgt er verschiedene Absichten. Für uns als seine Kinder ist es hilfreich, wenn wir etwas davon begreifen, was er mit uns vorhat, wenn wir in Krankheitszeiten seine Hilfe erfahren. Wie wir gesehen haben, erhört er unsere Gebete auf unterschiedliche Weise. Was empfinden wir als Betroffene dabei?

Im Idealfall (den es immer wieder gibt!) sieht das so aus: Auf jeden Fall will unser himmlischer Vater uns eine Freude machen, uns trösten und uns neuen Mut schenken. Wir sollen seine Nähe spüren, und wie schon erwähnt, soll ein tiefer Friede in unser Herz einziehen. Wir wissen, dass Gott uns trägt und dass es mächtige Arme sind, die uns halten. Dadurch bringt er uns immer näher an sein Herz, die letzte Unsicherheit weicht einem unerschütterlichen Vertrauen zu unserem Vater, was uns in dem ganzen weiteren Leben begleitet. Auf diese Erfahrungen wollen wie nie mehr verzichten. Unser Glaube wird gestärkt, ganz gleich, ob Gottes Hilfe als Heilung oder als Kraft von oben in Erscheinung tritt.

Auch ein Heilungswunder dient nie einem Selbstzweck oder allein dem Geheilten, so wertvoll es auch für ihn ist. Gott verfolgt noch übergeordnete Ziele:

- seine Größe und Allmacht sollen erkennbar sein, sein Name geehrt werden;
- Menschen, die ihn noch nicht kennen, sollen zum lebendigen Glauben kommen;
- und das Evangelium soll als Botschaft Gottes bestätigt werden.

Zum Abschluss ein biblisches Beispiel dazu:

»Einige Tage später kehrte Jesus nach Kafarnaum zurück. Schnell sprach sich herum, dass er wieder zu Hause sei. Da kamen so viele Menschen bei ihm zusammen, dass sie keinen Platz mehr hatten, nicht einmal vor der Tür. Während er ihnen die Botschaft Gottes verkündigte, trugen vier Männer einen Gelähmten heran. Doch es herrschte ein solches Gedränge, dass sie nicht zu ihm durchkamen. Da brachen sie die Lehmdecke über der Stelle auf, wo Jesus sich befand, und beseitigten die Holzknüppel. Durch das Loch ließen sie den Gelähmten auf seiner Matte hinunter. Als Jesus ihren Glauben sah, sagte er zu dem Gelähmten: ›Mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben.‹ Es saßen jedoch einige Gesetzeslehrer dabei, die im Stillen dachten: ›Was bildet der sich ein? Das ist ja Gotteslästerung! Niemand kann Sünden vergeben außer Gott!‹ Jesus hatte sofort erkannt, was in ihnen vorging, und sprach sie an: ›Warum gebt ihr solchen Gedanken Raum in euch? Ist es leichter, zu einem Gelähmten zu sagen: »Deine Sünden sind dir vergeben«, oder: »Steh auf, nimm deine Matte und geh umher«? Doch ihr sollt wissen, dass der Menschensohn die Vollmacht hat, hier auf der Erde Sünden zu vergeben.‹ Damit wandte er sich dem Gelähmten zu: ›Ich befehle dir: Steh auf, nimm deine Matte und geh nach Hause!‹ Der Mann stand sofort auf, nahm seine Matte und ging vor den Augen der ganzen Menge hinaus. Da gerieten alle außer sich; sie priesen Gott und sagten: ›So etwas haben wir noch nie gesehen!‹« (Mk 2,1–12)

Dieses Ereignis spricht eigentlich für sich. Hier sind die wichtigsten Punkte:

- Durch Gottes Wirken wird ein Gelähmter geheilt.
- Er hat vier echte Freunde, die alle Kraft und Fantasie aufbringen, um mit dem Kranken bis zu Jesus vorzudringen.
- Offensichtlich haben alle fünf einen festen Glauben, den Jesus sehen kann.
- Auf diesen Glauben kommt es an!
- Das Erste, was Jesus tut, ist nicht die Heilung, sondern die Sündenvergebung.
- Erst danach heilt er den Gelähmten, auch mit dem Ziel, allen anwesenden Menschen seine göttliche Autorität zu bestätigen.
- Das Ergebnis ist Staunen und Lobpreis Gottes.

Heilung bedeutet aus Gottes Sicht also mehr als nur die Beseitigung der Krankheit oder die Schmerzstillung. Göttliche Heilung bezieht immer das Heil der Seele und die Heilung der Beziehungen mit ein. Dafür ist Jesus Christus der Retter und Heiland der Welt geworden.

Wolfgang Vreemann

LETZTES KAPITEL AUS:

Rundum gesund

Gottes geniales Gesundheitskonzept

Christliche Verlagsgesellschaft
Dillenburg 2019
ISBN 978-3-86353-576-6

272 Seiten, € 14,90

Conrad Ferdinand Meyer und die »Brüder«

Gedichte wie »Die Füße im Feuer«, »Zwei Segel« oder »Der römische Brunnen« machten ihn zum Lesebuchautor. Er war einer der wenigen namhaften deutschsprachigen Dichter des 19. Jahrhunderts, die noch einen engen Bezug zum christlichen Glauben hatten – und wahrscheinlich der einzige, der sich eine Weile sogar für die Brüderbewegung interessierte. 2025 jährte sich Conrad Ferdinand Meyers Geburtstag zum 200. Mal.[1]

Jugend

Conrad Meyer (den zweiten Vornamen Ferdinand führte er erst ab 1865 zur Unterscheidung von einem Namensvetter) wurde am 11. Oktober 1825 in Zürich geboren und wuchs in einer gebildeten, wohlhabenden und frommen Familie auf. Seinen Vater, Regierungsrat Ferdinand Meyer (1799–1840), verlor er bereits im Alter von 15 Jahren. Das Verhältnis zu seiner Mutter Elisabeth Meyer geb. Ulrich (1802–1856) war schwierig; sie hielt ihren heranwachsenden Sohn für hochmütig und verroht, verurteilte seine dichterischen Ambitionen und setzte ihn religiös stark unter Druck. Ein ihr zuliebe 1844 aufgenommenes Jurastudium brach er nach zwei Jahren wieder ab. Es folgten mehrere Jahre depressiver Isolation, in denen er kaum das Haus verließ.

1852 begab er sich in die (christlich geführte) Heilanstalt Préfargier am Neuenburgersee, wo es dem Arzt James Henri Borrel (1812–1872) und dessen Schwester Cécile Borrel (1815–1894) bald gelang, ihn psychisch zu stabilisieren. Anfang 1853 entlassen, verbrachte er noch zwei Monate im benachbarten Neuchâtel und ging dann für den Rest des Jahres nach Lausanne zu dem Historiker Louis Vulliemin (1797–1879), der schon mit seinem Vater befreundet gewesen war und seit 1847 der »Église libre« (Freikirche) des Kantons Waadt angehörte. Mit dieser machte nun auch Meyer Bekanntschaft – und mit einigen anderen Glaubensgemeinschaften, wie er Cécile Borrel Ende Mai oder Anfang Juni 1853 berichtete:

»Ich gehe regelmäßig in die Kirche, auch wenn ich mich weder der Église libre noch den Darbysten noch den Mormonen angeschlossen habe, die hier ebenfalls ihr kleines Lokal haben.«[2]

Einen namentlich bekannten »Darbysten« hatte er bereits im April getroffen, nämlich den Genfer Charles Eynard (1808–1876), der gleichfalls mit Vulliemin befreundet war und diesen in Lausanne besucht hatte, was Conrad in Briefen an seine Mutter und an seine Schwester Betsy (1831–1912) dreimal erwähnt.[3]

Bekehrung

Die Zeit bei Vulliemin erwies sich für Meyer als segensreich. Der Historiker verschaffte ihm nicht nur einen Übersetzungsauftrag und damit die erste sinnvolle Beschäftigung, sondern ihm gelang auch das, wo-

Conrad Ferdinand Meyer (1883)

1 Der vorliegende Artikel basiert auf einem Referat, das ich am 27. September 2025 im Arbeitskreis »Geschichte der Brüderbewegung« in Wiedenest gehalten habe. Detailliertere Quellennachweise sind in dem 72-seitigen Vortragsmanuskript auf www.bruederbewegung.de/arbeitskreis/referate/meyer_rochat.pdf zu finden.

2 R[obert] d'Harcourt: *C.-F. Meyer. La crise de 1852–1856. Lettres de C.-F. Meyer et de son entourage*, Paris (Félix Alcan) 1913, S. 181 (im Original französisch).

3 Ebd., S. 160, 172, 192.

Louis Vulliemin (1859)

rum sich Meyers Mutter viele Jahre vergeblich bemüht hatte – den mittlerweile 28-Jährigen zum christlichen Glauben zu führen. Zwei Wochen nach Conrads Rückkehr ins heimatliche Zürich konnte Elisabeth Meyer dem Lausanner Freund dankbar berichten:

»Der Eindruck, den ich von der moralischen und religiösen Wandlung Conrads empfangen habe, war so entschieden, dass ich dem Herrn dafür mit gefalteten Händen danke. Ich bin auch darüber glücklich, dass der fromme Freund meines vorzüglichen Gatten das Werkzeug der größten aller Gnadenwirkungen war, und ich glaube, dass unsere Freude einen heiligen Widerhall im Himmel findet. … Sie haben nicht zu viel gesagt. Mein Sohn ist Christ. Der Geist Gottes hat ihm seine Sündhaftigkeit vor Augen geführt. Wenn Conrad nicht seine eigene Schwachheit gefühlt hätte, wäre er nie zu Jesus gegangen, um Vergebung und die Wandlung seines Herzens zu erlangen … Er hat ein so tiefes Bewusstsein von seiner Verderbtheit und von dem göttlichen Erbarmen, dass unsere Gebete hoffentlich völlige Erhörung finden. Was ihm noch fehlt, sind Ausdauer und Beharrlichkeit, und Sie wissen es, obwohl Sie es nur schonend angedeutet haben.«[4]

Meyer selbst drückte die Veränderung in einem Brief an seinen Jugendfreund Conrad Nüscheler (1826–1910) so aus:

»Was bleibt? was hält: nur der feste Punkt: Gott u: Heiland. Da ist Licht. Kraft. Jugend. Bestand u: Liebe. Ich möchte keinen Tag mehr ohne Christus leben. Wunder nimmts mich, ob sie bald merken, daß ich mit Sakk u: Pakk zum Christenthum übergegangen bin? Es versteht sich, ohne jede Anwandlung von Pietismus, einfach, ruhig aber ganz.«[5]

Während der Sohn nun einige Stabilität gewonnen hatte, ging es mit der psychischen Gesundheit der Mutter leider bergab. Als im Juli 1856 ein geistig behinderter Pflegling der Familie an einer schweren Krankheit starb, steigerte sich Elisabeth Meyer derart in Selbstvorwürfe hinein, sie sei an seinem Tod schuld, dass sie sich – wie vier Jahre zuvor ihr Sohn – in die Heilanstalt Préfargier einweisen ließ. Am 27. September 1856 stürzte sie sich dort in den Fluss Zihl; ihr Abschiedsbrief ist ein erschütterndes Dokument religiöser Wahnvorstellungen.[6]

Rochat

Für Conrad und Betsy, die sich sehr nahe standen, war der Tod der Mutter bestürzend und befreiend zugleich. In den folgenden Jahren unternahm Meyer – teils in Begleitung seiner Schwester – mehrere Auslandsreisen, um seinen Horizont zu weiten; die erste führte ihn von März bis Juni 1857 nach Paris. Nicht lange nach seiner Rückkehr lernte er in Zürich einen »Bruder« kennen, mit dem er bis zum Ende seines Lebens befreundet bleiben sollte: den Waadtländer Romanisten Alfred Rochat (1833–1910).

Rochat, in Vevey geboren, war der Sohn des freikirchlichen Pastors Charles Rochat (1792–1838) und dessen englischstämmiger Frau Ann(a) Eliza(beth) geb. Dorville (1797–1837). Vermutlich durch die ebenfalls in Vevey ansässige, den »Brüdern« angehörende Familie Rossier war der früh Verwaiste mit der Familie von Graffenried in Berührung gekommen, die ihn 1848 nach Tübingen mitnahm, wo er gemeinsam mit Karl Wil-

4 Elisabeth Meyer an Louis Vulliemin, 15. Januar 1854; zitiert im Nachwort von Augustin Thierry: *Erzählungen aus den merowingischen Zeiten. Aus dem Französischen übersetzt von Conrad Ferdinand Meyer*, hrsg. von Gerlinde Bretzigheimer und Hans Zeller, Nachwort von Gerlinde Bretzigheimer, Zürich (Manesse) 1972, S. 414f.

5 Meyer an Conrad Nüscheler, 6. Januar 1854; zitiert in Karl Emil Hoffmann: »Conrad Nüscheler v. Neuegg und seine Beziehungen zu Conrad Ferdinand Meyer«, *Die Schweiz* 23 (1919), S. 191–198, hier 197.

6 Er ist z. B. abgedruckt in Betsy Meyer-Ulrich: *»… das ganze Herz deiner Mutter«. Briefe an Betsy und Conrad Ferdinand Meyer 1846–1856*, hrsg. von Dagmar Schifferli und Brigitta Klaas Meilier, Zürich/München (Pendo) 1998, S. 365–367.

helm von Graffenried (1834–1909) und Henri Rossier (1835–1928) das Lyzeum besuchte und 1849 die Gründung der zweiten deutschen Brüdergemeinde miterlebte.[7] 1853 begann er in Zürich ein Philologiestudium, das er 1855 mit der Promotion abschloss. Von 1857 bis 1872 war er an der Universität Zürich als Privatdozent für romanische und germanische Sprachen tätig; sein Forschungsschwerpunkt lag auf der Literatur des Mittelalters und auf der französischen und okzitanischen Grammatik.

Wie es zu der Bekanntschaft mit Meyer kam, ist leider nicht überliefert. Rochat erinnerte sich 1899 in einem Brief an Meyers Biografen Adolf Frey (1855–1920):

»Während jener Zeit machten wir allwöchentlich große Spaziergänge miteinander und spielten dann gewöhnlich eine Partie Schach, wenn wir ein Wirtshaus trafen wo ein Schachbrett zu finden war. Sehr häufig wanderten wir nach der romantisch gelegenen Trichterhauser[8] Mühle. Auf solchen Spaziergängen unterhielt mich M. von seinen Zukunftsplänen; er dachte damals lediglich daran, Dramen zu schreiben, und entwickelte mir mit großem Eifer die Karaktere und Situationen: Ne croyez-vous pas que ce sera beau, ne croyez-vous pas?[9] wiederholte er. Ich war, von der fortwährenden Conversation ermüdet, oft ganz zerstreut und antwortete: oui, oui,[10] ohne recht zu wissen um was es sich eig. handelte. […] Die Grundlage war stets rein geschichtlich.«[11]

Ein gemeinsames Projekt der beiden – die Übersetzung von Theodor Mommsens *Römischer Geschichte* ins Französische – scheiterte 1859 an Schwierigkeiten mit dem Verleger Hachette in Paris. Meyer begann sich nun zunehmend auf sein dichterisches Schaffen zu konzentrieren, wobei ihn Rochat unterstützte und beriet:

»Wann er seine ersten Balladen schrieb, weiß seine Schwester besser als ich. Damals kam er regelmäßig zu uns und las sie uns vor. Was mich als eine Seltenheit (obwohl allerdings keine Seltenheit bei wirklichem Talent) frappirte, war daß er alle meine Kritiken sofort annahm, sobald ich auf dieselben beharrte und deren Richtigkeit ihm zu beweisen suchte. Gut! sagte er, ich werde das ändern. Tags darauf war eine neue Strophe erfunden und der Gedanke anders gestaltet.«[12]

Zur Veröffentlichung gelangte von diesen poetischen Versuchen jedoch vorerst nichts.

Alfred Rochat (um 1860)

Wingfield

Etwa zur selben Zeit – zwischen 1858 und 1860 – entstand noch eine zweite Freundschaft Meyers mit einem »Bruder«: Während eines Urlaubs in Engelberg (Kanton Obwalden) lernte er den ehemaligen englischen Geistlichen Henry Mills Wingfield (1823–1886) und dessen Frau Ellen geb. Faber (1815–1898) kennen. Ob die beiden ihm ihre bewegte Vorgeschichte erzählten, ist ungewiss: Wingfield hatte als Hilfspfarrer (*curate*) im nordenglischen Egglescliffe ein Verhältnis mit der verheirateten Ellen begonnen, was seine Karriere beendet hatte; nach Ellens Scheidung waren die beiden nach Deutschland ausgewandert, hatten 1849 in Baden-Baden geheiratet und sich am Bodensee niedergelassen.

7 Vgl. meinen Artikel »›So aktiv wie eh und je‹. Zum 200. Geburtstag von Peter Nippel«, *Zeit & Schrift* 4/2024, S. 24–31, hier 25.

8 Eig. Trichtenhauser; eine Mühle in der Gemeinde Zollikon im Kanton Zürich.

9 »Glauben Sie nicht, dass das schön sein wird, glauben Sie nicht?«

10 »Ja, ja.«

11 Alfred Rochat an Adolf Frey, 6. Januar 1899; zitiert in Conrad Ferdinand Meyer: *Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe*, Bd. 6, hrsg. von Hans Zeller, Bern (Benteli) 1988, S. 437.

12 Ebd.

Engelberg (um 1910)

In einem der folgenden Jahre muss Wingfield zu den »Brüdern« gefunden haben, während seine Frau offenbar Anglikanerin blieb.

Laut den nachgelassenen Aufzeichnungen Betsy Meyers war es vor allem Wingfield, der die Geschwister Meyer zur Auseinandersetzung *»mit religiösen Fragen und Problemen mannigfacher Art«* anregte und ihnen *»gewisse, damals viele regsamen Geister beschäftigende Ideen nahe brachte«*[13] – die Ideen der »Brüder«. Noch über 40 Jahre später konnte Betsy diese Ideen bemerkenswert treffsicher zusammenfassen:

»In der Mitte des vorigen Jahrhunderts schon versuchte es eine Schar erlesener Geister in England und anderwärts sich zu sammeln aus allen christlichen Kirchen, deren Versteinerung und Unzulänglichkeit sie erkannte, zu einer freien Gemeinde christlicher ›Brüder‹. Sie wollten keine neue Kirche gründen, nur ohne Kirchengesetz und geistliches Amt sich unter dem Banner des reinen Bibelwortes verständigen, sich vereinigen, um eine Gemeinde der ›Wartenden‹ zu bilden. In England war es Darby, der weite Gesellschaftskreise für diese von ihm vertretene Idee begeisterte. In Genf war es ein feiner Geist, eine edle Persönlichkeit der Laienwelt, die in heiligem Eifer für sie Propaganda machte [= Eynard]. *Und gerade dieser vornehme Genfer war es, mit dem der Baron Ricasoli*[14] *auf religiösem Gebiet innerlich am nächsten verwandt sich fühlte.*

Auch unser von Conrad im Engelbergertal gefundener englischer Freund [= Wingfield] *gehörte, sagte er uns, als er in der Blüte seiner religiösen Begeisterung stand, prinzipiell keiner andern Gemeinde zu, als dieser im Gedanken ihrer Stifter von aller äußern Form befreiten Brüdergemeinde. In Zürich war es Conrads Freund Dr. phil. A. Rochat, der Sohn eines bekannten Waadtländergeistlichen und einer englischen Mutter, der schon durch seine Erziehung und durch die in Vevey und Montreux hochgeachtete Familie seiner Frau* [= Rosalie geb. Rossier] *derselben Richtung angehörte.«*[15]

Die Geschwister Meyer setzten sich eine Weile ernsthaft mit diesen Gedanken auseinander. Als Meyer 1860 unter dem Titel *Bilder und Balladen von Ulrich Meister* hundert Gedichte zusammenstellte und dem Leipziger Verleger Johann Jacob Weber (erfolglos) zur Veröffentlichung anbot, befanden sich darunter auch mehrere mit durchaus landeskirchenkritischer Tendenz; so geißelte Meyer einmal kirchliche Gottesdienste als *»Phrasenwerk und Geberdenspiel«*, während er den in schlichter Umgebung wortmächtig predigenden Apostel Paulus wohlwollend-ironisch als *»Sectirer«* bezeichnete.[16]

Von Dauer war diese Sympathie für außerkirchliche Bestrebungen allerdings nicht; mit der Zeit setzte sich wieder eine distanziertere Betrachtungsweise durch. Laut Betsy Meyer *»erkannte«* ihr Bruder, *»was der englische Freund erlebte, als historisch festgestellte Begleiterscheinungen des Urchristentums, als Spiegelungen, Nebensonnen, die schon vor vielen Jahrhunderten in der Kirche aufgetaucht und von ihr als Irrlehre überwunden worden waren«*.[17] Betsy selbst fügte in ihren nach 1901 niedergeschriebenen Erinnerungen eine Kritik an den »Brüdern« hinzu, die um 1860 noch kaum eine Rolle gespielt haben dürfte, 40 Jahre später aber durchaus nicht unberechtigt war:

13 Maria Nils: *Betsy. Die Schwester Conrad Ferdinand Meyers*, Frauenfeld/Leipzig (Huber & Co.) 1943, S. 97f.

14 Der italienische Politiker Bettino Ricasoli (1809–1880) hatte 1849–51 im Exil in der Schweiz gelebt und dort sowohl mit Eynard in Genf als auch mit der Familie Meyer in Zürich Freundschaft geschlossen. 1861/62 und 1866/67 war er für jeweils knapp 300 Tage italienischer Ministerpräsident.

15 Nils, S. 98.

16 Gedichte »In der Kirche« und »Der Sectirer«; Meyer, *Sämtliche Werke*, Bd. 6, S. 34, 36.

17 Nils, S. 99.

»Einfache brüderliche Einigung und das Festhalten an reiner Lehre und weiten Horizonten war das ursprüngliche Prinzip dieses Bundes. Wie aber bildete es sich in der Praxis aus! –

Die erstrebte Freiheit von den Kirchenordnungen führte zum unseligsten Individualismus in Lehre und Lebensanschauung, zu beständigen Differenzen unter den Brüdern, die sich gegenseitig in Bann erklärten, zu immer neuen Trennungen in immer kleiner und kleinlicher werdende einflußlose Sekten. – Statt zu weiten Verbrüderungen – zu schroffster ausschließlicher Engherzigkeit.«[18]

Auch Wingfields *»religiöse Begeisterung«* nahm in späteren Jahren ab; in welche Richtung er sich entwickelte, lässt sich aus den an dieser Stelle etwas kryptischen Erinnerungen Betsys jedoch nur erahnen. 1877 zog er mit seiner Frau *»in einem Gefühl geistiger Vereinsamung«* vom Bodensee nach Zürich, um sich *»wissenschaftlichen Zentren [zu] nähern«*, und hier verfiel er durch die Beschäftigung mit der *»deutschen* [theologischen?] *Wissenschaft«* ins andere Extrem, also wahrscheinlich in den Unglauben. Meyer, den er gelegentlich noch besuchte, empfand dies als *»schmerzliche Enttäuschung«* und klagte seiner Schwester: *»Was ist aus unserm ehemaligen reinen Ideal englischer unabhängiger Frömmigkeit geworden. Welche Extreme in diesem Lebensgange!«*[19]

Betsy Meyer (1907)

Dichtung

Rochat dagegen blieb den »Brüdern« treu – und pflegte auch den Kontakt mit Meyer weiter. Dass 1864 dessen erstes Buch, *Zwanzig Balladen von einem Schweizer*,[20] das Licht der Öffentlichkeit erblickte, war nicht zuletzt Rochats Zureden zu verdanken. Nachdem der Dichter ihm mehrere Geschenkexemplare davon hatte zukommen lassen, sprach Rochat – der laut Meyer *»wahrlich kein Schmeichler«* war[21] – ihm brieflich seine Anerkennung aus:

»Dieser Band enthält so viele schöne Dinge, dass ich ihn mit Begeisterung immer wieder gelesen habe. […] Ich begnüge mich damit, Sie zu loben und Ihre besten Sachen vorzulesen, wo immer ich Gelegenheit dazu habe.«[22]

Der Brief, aus dem dieses Zitat stammt, ist der älteste in einer Reihe von 14 Briefen Rochats, die sich in Meyers Nachlass in der Zentralbibliothek Zürich erhalten haben. Ab 1869 veröffentlichte Meyer durchschnittlich alle ein bis zwei Jahre ein neues Buch, wovon Rochat in der Regel ein Exemplar erhielt. In seinen Dankesschreiben wusste der *»Philolog«*[23] durchaus differenziert zu urteilen; während er zu den Versepen *Huttens letzte Tage* (1871) und *Engelberg* (1872) keinen rechten Zugang fand, hielt er den Roman *Jürg Jenatsch* (1876) für ein *»Meisterwerk«*,[24] und von der humoristischen Novelle *Der Schuss von der Kanzel* (1878) war er *»begeistert«*, vor allem von der Figur des Kirchenvorstehers Krachhalder:

»Der Krachhalder könnte nicht besser sein. Dieser Typ ist perfekt [getroffen], ein echtes Gewächs der Landeskirche. Mit meisterlicher Hand haben Sie in wenigen Strichen die halb poetische, halb dumme Anhänglichkeit gegeißelt, die die Staatskirche weckt, ohne die geringste Herzensüberzeugung (nicht immer).«[25]

18 Ebd., S. 98f.

19 Ebd., S. 99f.

20 Unter dem Titel »Der Hugenot« enthält die Sammlung auch eine Frühfassung der berühmten Ballade »Die Füße im Feuer«.

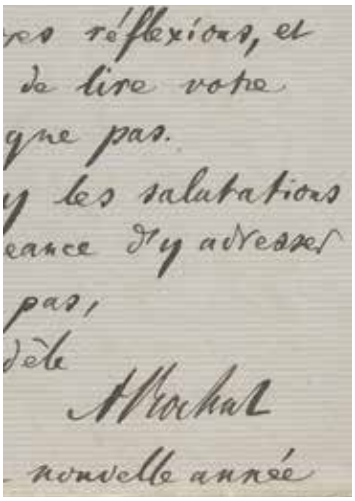
21 Meyer an Mathilde Wesendonck, 8. Dezember 1871; in: Friedrich Wilhelm Freiherr von Bissing: *Mathilde Wesendonck. Die Frau und die Dichterin. Im Anhang: Die Briefe C. F. Meyers an Mathilde Wesendonck*, Wien (Anton Schroll) 1942, S. 71.

22 Rochat an Meyer, zwischen August und November 1864; Zentralbibliothek Zürich, Ms CFM 339.10.1 (im Original französisch, wie alle folgenden Briefzitate Rochats).

23 Betsy Meyer schrieb am 17. März 1880 an Meyers Verleger Hermann Haessel, Rochat sei *»ein großer Philolog«* (*C. F. Meyers Briefwechsel. Historisch-kritische Ausgabe*, hrsg. von Wolfgang Lukas und Hans Zeller, Bd. 4.3, Göttingen [Wallstein] 2015, S. 42).

24 Rochat an Meyer, 14. November 1878; ZB Zürich, Ms CFM 339.10.4.

25 Rochat an Meyer, 25. Februar 1878; ZB Zürich, Ms CFM 339.10.7.



Namenszug Rochats im Brief vom 26. Dezember 1877

Kritik übte er jedoch wiederholt an der zu großen *»Schroffheit«*, die er in den Novellen *Der Schuss von der Kanzel*, *Der Heilige* (1880) und *Gustav Adolfs Page* (1882) zu finden meinte:

»Bei Ihnen gibt es nie eine Spur von Schwäche – vielleicht zu viel Kraft, d. h. man spürt sie etwas zu sehr. Bevor man Sie etwas schreiben lässt, sollte Ihre Frau Sie acht Tage bei Wasser und Brot einsperren.«[26] – *»Ich würde mir manchmal wünschen, etwas mehr Gutmütigkeit bei Ihnen zu sehen, weniger Spannung und Schroffheit.«*[27]

Zur Novelle *Der Heilige* konnte Rochat dem Dichter sogar einige sprachliche und inhaltliche Verbesserungsvorschläge machen, die in Folgeauflagen Berücksichtigung fanden.

Briefe

Dass Rochat 1875 nach Stuttgart umzog, tat der Freundschaft keinen Abbruch, sondern intensivierte wahrscheinlich die Korrespondenz, da nun keine Möglichkeit zu persönlichen Besuchen mehr bestand (soweit wir wissen, sahen sich Meyer und Rochat nach 1875 nicht mehr). Meyer war allerdings nicht als fleißiger Briefschreiber bekannt und schickte gelegentlich nur Postkarten, was Rochat 1877 zu der ironischen Frage veranlasste, ob dies eine Gewohnheit sei, die Meyer speziell für *»Sektierer«* eingeführt habe.[28] Er selbst gab dem Freund immer wieder Einblicke in seine Lebensumstände, berichtete etwa von einem Umzug in eine andere Wohnung oder teilte Neuigkeiten von den Familien Rossier und Graffenried mit, die Meyer demnach ebenfalls gekannt haben muss.

Von brüdergeschichtlichem Interesse ist vor allem der Brief vom 21. August 1882, in dem Rochat ausführlich von seiner Arbeit an der Revision des Elberfelder Alten Testaments erzählt:

»Vor etwa einem Jahr habe ich eine Übersetzung ins Deutsche in Angriff genommen, oder besser gesagt die Überarbeitung einer deutschen Übersetzung, die einst ein wenig zu hastig von Herrn Darby angefertigt worden war. […] Etwa alle drei Monate kommen zwei meiner Freunde aus Elberfeld für rund zwei Wochen hierher in mein Arbeitszimmer, und dank ihrer Erkenntnisse legen wir einen endgültigen Text fest. Der eine kennt die Bibel in- und auswendig, der andere ist vor allem für die deutschen Formulierungen hilfreich. Ich habe Jesaja sechsmal hintereinander komplett durchgearbeitet, das wird Ihnen eine Vorstellung von der Genauigkeit oder zumindest der Sorgfalt geben, die ich in diese Arbeit stecke. Hiob habe ich fertiggestellt, nachdem ich ihn dreimal durchgearbeitet habe. Neben dem Hebräischen ziehe ich eine Vielzahl anderer Übersetzungen zu Rate, oder besser gesagt, wir konsultieren sie jedes Mal im Detail, wenn wir an die endgültige Redaktion gehen. […] Im vergangenen Juni haben wir zwei Wochen lang acht Stunden pro Tag an Jesaja gearbeitet. Die Fassung ist erst dann endgültig, wenn ich ihr zugestimmt habe. Beachten Sie übrigens, dass es dabei nicht um schönen Stil oder überhaupt um irgendeinen Stil geht, sondern darum, das Hebräische so genau und wörtlich wie möglich wiederzugeben und dabei, so gut es geht, für jedes hebräische Wort überall dasselbe deutsche Wort beizubehalten (eine kolossale Arbeit!). An jeder zweifelhaften Stelle gebe ich in

26 Ebd.

27 Rochat an Meyer, November 1882; ZB Zürich, Ms CFM 339.10.12.

28 Rochat an Meyer, 26. Dezember 1877; ZB Zürich, Ms CFM 339.10.5. Der Verbleib von Meyers Briefen und Postkarten an Rochat ist unbekannt.

einer Anmerkung zwei, sogar drei verschiedene Übersetzungen an, damit der Leser in voller Kenntnis der Sachlage entscheiden kann usw. […] Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, dass all diese Arbeiten unbezahlt sind […].«[29]

Wie selbstverständlich Rochat *»Herrn Darby«* noch als bekannt voraussetzte, ist bemerkenswert. Aber vielleicht hatte Meyer diesen sogar einmal persönlich gehört oder kennengelernt, denn sowohl 1853 als auch 1860 hatten sich beide gleichzeitig in Lausanne aufgehalten. Von den beiden *»Freunden aus Elberfeld«*, die Rochat erwähnt, dürfte einer Rudolf Brockhaus (1856–1932) gewesen sein, dessen Mitarbeit an der Bibelrevision in der brüdergeschichtlichen Literatur als gesichert gilt.

Glaube

Dass Rochat ausgerechnet Meyer von dieser Arbeit berichtete, erstaunt ein wenig, denn Glaubensthemen kommen in der Korrespondenz sonst fast nie zur Sprache. Möglicherweise war Rochat gar nicht bewusst, dass Meyer im Jahrzehnt von 1875 bis 1885 eine eher skeptische Phase durchlebte, in der Diesseitigkeit und Ästhetik in seinem Denken die Oberhand über Religion und Moral gewannen.[30] Meyer selbst beschrieb seine Entwicklung 1888 in einem Brief an seinen gläubigen Freund Félix Bovet (1824–1903) wie folgt:

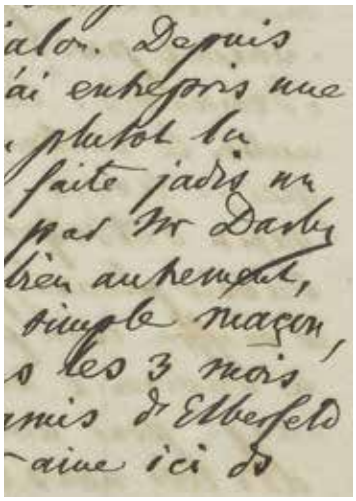
»Trotz all meiner Bemühungen, dem Christentum zu entkommen, zumindest seinen letzten Konsequenzen, fühle ich mich jedes Jahr mehr dorthin zurückgeführt von einer Macht, die stärker ist als ich, manchmal sogar mit extremer Gewalt und unter Missachtung aller kritischen und philosophischen Wissenschaft.«[31]

Im Frühjahr 1892, wenige Monate nach Veröffentlichung seiner letzten Novelle *Angela Borgia* (1891), verfiel der Dichter erneut in Depressionen und Wahnvorstellungen, die einen vierzehnmonatigen Aufenthalt in der Heilanstalt Königsfelden (Kanton Aargau) notwendig machten. Sein Geist hellte sich zwar wieder etwas auf, aber zu ernstzunehmender dichterischer Produktion war er nicht mehr in der Lage, auch wenn seine ehrgeizige Frau Louise (1837–1915) ihn immer wieder dazu drängte. Was er in seinen letzten Lebensjahren noch zu Papier brachte – z. T. wahrscheinlich unter Mithilfe oder Überarbeitung seiner Frau –, waren vorwiegend schlichte und kunstlose fromme Reimereien, die mit Recht nicht für druckreif gehalten wurden.

Am 28. November 1898 starb Conrad Ferdinand Meyer in seinem Haus in Kilchberg bei Zürich, 73 Jahre alt. Alfred Rochat sandte der Witwe eine Beileidskarte, die mit einem dezenten Hinweis auf den persönlichen Glauben der beiden Freunde endet:

»Wir möchten Frau Meyer unser tiefes Mitgefühl für den Verlust aussprechen, der sie soeben getroffen hat. Wir werden Herrn C. F. Meyer, mit dem wir einst so viele schöne Gesprächsstunden verbrachten, bis zum Ende in lebendiger, liebevoller Erinnerung behalten; und ich werde nie meine langen Spaziergänge mit ihm vergessen, bei denen er mir von seinen Träumen als Dichter erzählte. Ich sage ihm mit Zuversicht: Auf Wiedersehen!«[32]

Michael Schneider



Brief vom 21. August 1882 mit Erwähnung von Darby und Elberfeld

29 Rochat an Meyer, 21. August 1882; ZB Zürich, Ms CFM 339.10.11.

30 So R[obert] d'Harcourt: *C.-F. Meyer. Sa vie, son œuvre (1825–1898)*, Paris (Félix Alcan) 1913, S. 423.

31 Meyer an Félix Bovet, 14. Januar 1888; in: *Briefe Conrad Ferdinand Meyers. Nebst seinen Rezensionen und Aufsätzen*, hrsg. von Adolf Frey, Leipzig (H. Haessel) 1908, Bd. 1, S. 139 (im Original französisch).

32 Rochat an Louise Meyer, nach 28. November 1898; ZB Zürich, Ms CFM 339.10.14.

Peter Jones:

Das andere Weltbild

Über die größte Bedrohung für das Christentum

Dillenburg (CV) 2024
Hardcover, 318 Seiten
ISBN 978-3-86353-917-7
€ 24,90

Dieses Buch fasst die jahrzehntelange Forschungsarbeit des Autors zusammen. Er stellt nach dem Fall des säkularen Humanismus eine Rückkehr des Heidentums fest. Dabei weist er unter anderem nach, wie sehr das Denken Carl Gustav Jungs, des Begründers der analytischen Psychologie, den Westen geprägt hat – und das, nachdem das Christentum als allgemein prägende Weltanschauung und auch der Säkularismus auf dem Rückzug waren.

Als Hauptlinie verfolgt der Autor in dem Buch, dass es grundsätzlich zwei Weltanschauungen gebe, die sich zentral in ihrem Verständnis der Wirklichkeit unterscheiden. Die grundlegenden Kategorien nennt er *Einsheit* (Oneism) und *Zweiheit* (Twoism). Darin sieht er die beiden einzigen zeitlosen, einander sich widersprechenden Möglichkeiten, über die Welt nachzudenken. Andere Ausdrücke wären *Heidentum* und *biblische Lehre* oder *Monismus* und *Theismus*. Einsheit bedeutet, dass das Universum alles ist, was es gibt, und Zweiheit, wenn Gott und die Natur die Wirklichkeit bilden. In der einen Weltanschauung ist die Schöpfung die letzte Instanz, die andere beruht auf der letztgültigen, vorgeordneten und alles bestimmenden Existenz des Schöpfers. Der Widerstreit besteht also zwischen zwei sich gegenseitig ausschließenden Glaubenssystemen.

Eine Basis für die Überlegungen des Autors ist, dass das Ziel von Amerikas zweiter Revolution, der Kulturrevolution der 1960er-Jahre, darin bestand, die Formen, Strukturen, Werte und Ethik des Status quo radikal zu verändern. Sie wollte ein neues Zeitalter einläuten: das New Age, das Wassermann-Zeitalter. Diese Gedanken hätten Folgen gehabt: Danach sei die Heiligkeit des Lebens, der Ehe, der Geschlechter und des Heiligen selbst vernichtet worden. Diese Kultur sei nicht nur postchristlich und postmodern und auch nicht nur neoheidnisch, sondern sogar neobarbarisch geworden. Die Ideen des New Age, die auch die Gegenwart dominieren, hätten ihre Wurzeln in der antiken Gnosis. Diese besondere Philosophie habe schon damals eine Form des Pantheismus oder Monismus vertreten. Dabei sei Gott »das All-Eine«, die Summe aller Dinge. Alles sei Gott, und Gott sei alles. Der Autor zeigt nun die Hauptlinien, die philosophischen Hintergründe und die kulturellen Wege, die dazu geführt haben.

Das Buch besteht aus drei Hauptteilen. Im ersten werden die utopischen Visionen der Menschheit des frühen 20. Jahrhunderts untersucht, die nach einer Befreiung von Fesseln christlich-abendländischer Werte strebten, und es wird deren Scheitern erläutert. Dazu werden große Gegner des Christentums der Neuzeit kurz skizziert. Dabei spielen der säkulare Humanismus, der Materialismus und der Vernunftglaube eine zentrale Rolle. Sodann wird der Einfluss der heidnischen Mythologien, besonders anhand C. G. Jungs, verdeutlicht sowie dessen Diktum einer sexuellen und spirituellen Befreiung für eine gesunde Psyche hin zu einem Leben voll Glück. Dazu gehört auch die Entwicklung hin zu einer östlichen Spiritualität.

Im zweiten Teil geht es um die planvolle und schlüssige Vermittlung der Lüge und eine umfassende Begründung für Ungehorsam seitens einflussreicher Strömungen. Dabei wird auch der Marxismus behandelt, u. a. der wichtige Denker Antonio Gramsci, der seine Gesinnungsgenossen dazu drängte, die »ideologische Vormachtstellung« durch einen »langen Marsch durch die Institutionen« wie die Medien, die Wissenschaft und die politischen Parteien zu erreichen. So würden die Menschen dazu gebracht, in marxistischen Bahnen zu denken und zu handeln, ohne die Begriffe zu benutzen. Auch die Idee von Frances Fox Piven und Richard Cloward wird reflektiert. Sie entwickelten einen Plan, um Chaos hervorzurufen: Indem man die Regierungssysteme absichtlich bis zum Zusammenbruch überfordere, ebne man den Weg für staatliche Eingriffe und ein kollektivistisches System. Im letzten Teil des Buches nimmt der Autor eine ausführliche Bewertung aus biblischer Sicht vor, wobei die Themen Umkehr, Heiligkeit und Nachfolge breit ausdifferenziert werden.

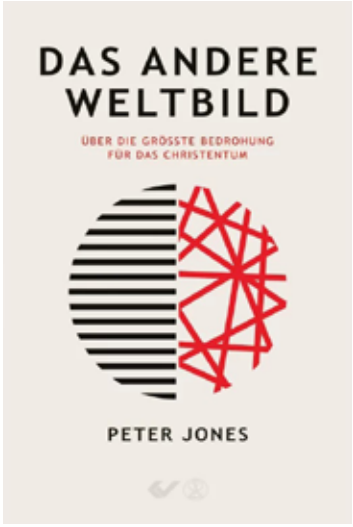
Insgesamt hat das Buch 12 Kapitel. Es beinhaltet über 600 Nachweise, ein Namens- und Sachregister und ein Bibelstellenregister.

Auch wenn sich die Argumentation wesentlich auf amerikanische Zusammenhänge bezieht, so gelten doch die meisten Aspekte auch für Europa. Es ist zu begrüßen, dass sich ein christliches Buch intensiv mit den mystisch-spirituellen Aspekten der heutigen Kultur beschäftigt, wird doch das 21. Jahrhundert der gnostischen Welt in den ersten beiden Jahrhunderten immer ähnlicher. Die Stärke des Buches liegt darin, dass es nicht nur beschreibt, sondern auch aus christlicher Sicht klar und ausführlich bewertet. Die Breite an Details sowie die Diskussion mancher anderen Sichtweisen mögen nicht für jeden relevant sein. Doch das Buch eignet sich auch gut, um Inhalte selektiv wahrzunehmen. Dabei hilft die sehr gute, übersichtliche Gliederung. Das Sprachniveau ist bildungssprachlich und verlangt ein gewisses theoretisches Reflexionsvermögen. Insgesamt ist das Buch aber gut lesbar und alles in allem eine hilfreiche Lektüre.

Hier noch zwei prägnante Zitate aus dem Buch:

Ein Hauptproblem des Heidentums und des Liberalismus ist: »keine realistische Wahrnehmung des Bösen und damit einhergehend die Unfähigkeit, sich wirklich damit auseinanderzusetzen.«

Durch die Abschaffung einer endgültigen Hölle wird auch der absolute Richter beseitigt, sodass die Menschheit ihre eigene Ethik schaffen und durchsetzen muss. Dies führt zur Hölle auf Erden. Es gibt keine letztliche Gerechtigkeit oder Rechenschaftspflicht in Bezug auf das wirklich Böse mehr, sondern nur die von menschlicher Macht gesetzten Werte.



Jochen Klein

ANZEIGE

denkendglauben

NEUE ONLINEZEITSCHRIFT MIT DOSSIERCHARAKTER

1. Ausgabe: *Als Christ in der Mediengesellschaft leben* (56 Seiten)
2. Ausgabe: *Als Christ in der nachchristlichen Epoche leben* (69 Seiten)
3. Ausgabe: *Als Christ mit der Bibel leben* — erscheint 2026

Kostenlos abrufbar auf www.denkendglauben.de

Die leere Krippe

Aufgeregt stehen die Kinder um die Krippenszene, die zum ersten Mal in unserem Kindergarten aufgebaut wurde. Eigentlich wird in dieser städtischen Einrichtung alles Christliche bewusst außen vor gelassen. Umso besonderer ist es, dass es in diesem Jahr in der Adventszeit nicht nur Strohsterne, Plätzchen und Nikoläuse, sondern eben auch eine Krippe gibt. Alles ist da, was dazugehört: die Hirten, die Weisen, Maria, Josef, die Krippe, Ochse und Esel.

Plötzlich ruft ein Kind: »Aber da liegt ja gar kein Baby!« Tatsächlich – die Krippe ist leer.

Ein verdutzter Vater geht zur Kindergartenleitung. Später erklärt er mir den Grund für das fehlende Jesus-Kind: Das Baby sei ja jetzt noch gar nicht geboren, deswegen werde es erst am Tag vor Weihnachten in die Krippe gelegt. Doch da hat der Kindergarten schon geschlossen …

Ich fragte mich, ob diese Krippenszene nicht ähnlich ist wie die Weihnachtszeit vieler Menschen heute. Es gibt Glühwein, Weihnachtsmärkte, Geschenke und Kerzen. Man singt Lieder wie »Jingle Bells« und »In der Weihnachtsbäckerei«. Doch warum dieses Fest überhaupt gefeiert wird, ist vielen gar nicht klar. Das ganze Drumherum ist aufgebaut, doch das Zentrum fehlt. Aber das Bild ergibt so keinen Sinn: Die Menschen, die zur Krippe eilten, kamen ja erst, als Jesus geboren war und sie von den Engeln diese Botschaft hörten. Für eine leere Krippe hätten die Hirten niemals ihren Platz bei den Schafen verlassen.

Genauso wenig ergibt Weihnachten ohne Jesus Christus Sinn. Man kann es sich zwar auch ohne das Kind in der Krippe gemütlich machen, sich beschenken und die Wohnung festlich dekorieren. Aber dann wird es keine Weihnachtsfreude geben, die auch in Krankheit, finanzieller Not und schwierigen Lebensumständen trägt. Weihnachten ohne Jesus Christus bleibt letztlich sinnlos.

Elisabeth Weise

(aus: *Leben ist mehr*)